ARCHIV der steierm. Landesregierung

Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark Jahrgang 10 (1912)

Aus der Türken- und Franzosenzeit Marburgs und Umgebung.

(Mit zwei Karten.)

Von k. u. k. Oberleutnant d. Rh. **Paul Schlosser.**

Die Haarstriche der großen Weltgeschichte sind jene sagenhaften Überlieferungen, die, halb richtige Geschichte, halb reine Mär, nur im Munde des Volkes leben; und erst die Schattenstriche, welche die Kunde von längst vergangenen Begebenheiten, die uns aber noch schriftlich aufgezeichnet erhalten blieben, bringen, sind es, die jenes Gebäude aufrichten helfen, das in seiner Gesamtheit, geordnet, gereinigt und endlich niedergeschrieben mit dem spitzen Stylus kritischer Geschichtsforschung, die scharf ausgeprägten Schriftzüge der Weltgeschichte darstellt. Und lediglich den ersteren, den „Haarstrichen", sind meine Ausführungen gewidmet; Schattenstriche, richtige, erforschte Geschichte, mögen sie dem Lichtmeere der Welt-, hier im besonderen der steiermärkischen Landesgeschichte, näher bringen und sagenkundliche Einflechtungen hingegen ihre Stellung im leider noch immer viel zu wenig beachteten, großem und dankbarem Gebiete der Frau Sage dartun. Bei der Wiedergabe der Sagen verzichte ich auf jedwedes stilistische Zierat. Es würde sie wohl zu „hübschen Erzählungen" hinabdrücken, sie aber gleichzeitig zu schlechten Sagen stempeln. Ist doch das Kennzeichen der echten Volkssage ihre Schlichtheit! Vorzugsweise haben wir es hier in den Türkensagen mit jener Gattung mündlicher Überlieferungen zu tun, die sich auf mögliche geschichtliche Vorkommnisse stützen, oder die mögliche geschichtliche Vorfälle zur Erklärung rätselhafter Erscheinungen heranziehen. Sagenkundlich sind ihrem besonderen Inhalte nach die verschiedensten Sagengruppen vertreten, wie zum Beispiel „Schlösser-, Klöster-, Kirchen- und Schatz-

sagen". Auch als „Sagenhelden" treten die Türken auf, denen für damalige Zeiten überirdische Kräfte zugemutet werden. Die Gruppe der „Natursagen" ist mit ihren Sondererscheinungen, und zwar durch die „Türkenlinden", vertreten. Das „Verhältnis der Sage zur Volkssitte" behandelt im besonderen die Undankbarkeit. Auch an Überlieferungen mit legendarischem und zauberhaftem Anstriche fehlt es nicht.

Während die ferne Zeit der Türkenkriege meist ausgesprochene Sagen gezeitigt hat, die geradezu als Geschichtsquellen nicht mehr verwendbar, wohl aber mitunter Ergebnisse der Geschichtsforschung zu bestätigen geeignet sind, können die den Türkensagen dann folgenden Überlieferungen aus der Franzosenzeit, die sich meist auf geradem Wege durch zwei bis drei Generationen, seit damals gerechnet, vererbt haben, noch recht gut als Geschichtsquellen bezeichnet werden, insbesondere dort, wo die mündliche Überlieferung oder unmittelbare Aufschreibung sichere Gewähr bietet, daß sich das Urbild seit den verflossenen hundert Jahren nicht verändert hat.

Die Jahreszahl, wann dies oder jenes geschehen ist oder geschehen sein soll, läßt sich nur mehr in wenigen Fällen gesichert nachweisen und ist selbst bei den Überlieferungen aus der Franzosenzeit als unverläßlich anzusehen. Ich machte sogar die Erfahrung, daß es beim Erzählen des einen oder anderen Ereignisses meinen Quellen, besonders hochbetagten, mitunter Nachdenken verursachte, ob dies oder jenes zur Türken- oder Franzosenzeit vorgefallen sei.

All diese kurz gestreiften Verhältnisse bestimmen mich, die Überlieferungen aus der Türkenzeit, die der richtigen Volkssage näher stehen als der erweisbaren Geschichte, geradezu als „Sagen", hingegen jene der Franzosenkriege, die umgekehrt in ihrer Mehrzahl noch wahrhafte Geschichte darstellen, kurzweg als „Überlieferungen" zu bezeichnen.

Mein engeres, an 120 km² umfassendes Forschungsgebiet ist jenes des nordöstlichen Bacherngebirges und der nächsten Umgebung Marburgs; was mir auch aus ferneren Gegenden in den Schoß fiel, habe ich selbstverständlich auch hier aufgenommen. Sämtliche Überlieferungen — mit drei Ausnahmen — wurden in der Bevölkerung von mir selbst gesammelt.

I. Die Türkennot.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, die Türkeneinfälle im großen Rahmen der Weltgeschichte darzustellen, sondern lediglich nur darzutun, inwieferne das kleine Gebiet, dem meine Schrift gilt, von den Türkenkriegen im engsten Sinne betroffen wurde.

A. Merktafel der Geschichte der Türkeneinfälle.

1396: Die Untersteirer, geführt vom Grafen Hermann von Cilli, machen in der Schlacht bei Nikopolis an der unteren Donau die erste Bekanntschaft mit den Osmanen. Christenheer unterliegt dem Sultan Bajesid. Im selben Jahre erhält Steiermark Gegenbesuch: Pettau wird zerstört, und damit beginnt die Türkennot, die mit Unterbrechungen beinahe 300 Jahre währte. Nach Hiltl wird die Untersteiermark hierbei 18 mal heimgesucht. In Kürze die weiteren Ereignisse:

1471 und 1496: Türkenscharen bis in die Cillier Gegend.

1472: Umgebung Marburgs und Pettaus verheert.

1473: Türken über Kärnten her; Windischgraz, Cilli, Gonobitz heimgesucht.

1475: Das Draufeld von Pettau und Neustift bis Lembach a. B. verheert. In der Schlacht an der Sottla (Rann—Kaisersberg?) Alpenländer unterlegen.

1476, 1478, 1479: Untersteier (Ponigl, Pöltschach, Pettau, Luttenberg) das Draufeld und der Bacher schutzlos den Türken preisgegeben. Im besonderen verteidigt 1476 der Pfleger des damals schon dem Stifte St. Paul gehörigen Schlosses Faal dasselbe mannhaft.

1492: In der Schlacht bei Villach Osmanen aus den Alpenländern geworfen.

1493: Umgebung Pettaus und Cilli verheert. Türken schließlich zurückgedrängt.

1494: Cillier Kreis und Windisch-Feistritz ausgeplündert.

1529: Vergebliche Belagerung Wiens durch Sultan Soliman II. Die abgewiesenen Moslims nahmen nun ihren blutigen Rückweg zum Teile durch die Steiermark. Schon früher hatten sie von allen Seiten die nächste Umgebung Marburgs überschwemmt, alles krumm geschlagen und vernichtet. Drei Stürme wiesen die Marburger Bürger unter der umsichtigen Leitung des tatkräftigen, unbeugsamen, geistreichen Stadtrichters Christoph Wildenrainer, eines ehemaligen

Landsknechthauptmannes des großen Georg von Frundsberg, erfolgreich ab.

1532 raste der türkische Schrecken neuerlich durch die Steiermark. Am 14., 15. und 16. September berann Soliman vergebens das wieder von Wildenrainer heldenhaft verteidigte Marburg. Vom 16. bis 20. September lagerte das Türkenheer vor den Toren der Stadt und zog endlich, auf der zwischen Tresternitz und Lembach (wahrscheinlich in der Nähe der Tresternitzer Überfuhr) selbstgeschlagenen Brücke die Drau am 19., 20. und 21. übersetzend, über Pettau nach Belgrad ab.

Dieses Jahr ist für die Bacherbevölkerung besonders denkwürdig; in diesen Tagen hausten die Türken ganz entsetzlich. Schon während des Anmarsches am 14. hatte sich eine Abteilung südostwärts Marburgs gewendet, die Drau bei Wurmberg auf einer Furt überschritten und ergoß sich nun mordend und sengend über das Pettauer Feld. Hinter der Stadt und auf den Hängen des Bacher und dem weiten Draufelde war alles ein Bild der Verwüstung, zur Nachtzeit grausig beleuchtet von flammenden Dörfern; denn ergrimmt über das Mißlingen des ursprünglichen Planes hatte Soliman die Verheerung des Landes befohlen. Namentlich wird angeführt: Schloß Grünberg bei Pulsgau wird den ganzen Tag (18. oder 19.) bestürmt; St. Peter, Gams, Schleinitz, Kötsch, Lembach, Feistritz, Radnik (?) u. s. w. sinken in Schutt und Asche. Eine Schar dringt in der Richtung gegen Kärnten vor, wird aber in der St. Lorenzner Klause nach zweimaligem Angriffe zum Rückzuge gezwungen.

Diese eingehende Schilderung des Jahres 1532[1] sei aus dem Grunde ausführlicher wiedergegeben, weil sich die meisten Türkensagen an dieses Jahr zu knüpfen scheinen, insbesondere der Zug über Maria-Rast, der mit der Abwehr bei der „Türkenmauer" in der sogenannten Lorenzner Klause endet.

1576: Einfall türkischer Mordbrenner in die Gegend von Pettau, woselbst 80 derselben hingerichtet wurden.

1583: Grenzbeunruhigungen.

Die Jahre 1667 bis 1671 sind durch die Verschwörung der ungarischen Malkontenten, in die auch Graf Tattenbach verwickelt war, hinlänglich bekannt.

[1] Dr. A. Steinwenter, „Soleimann II. vor Marburg, 1532", Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums Marburg, 1887.

Auf steirischem Boden erschienen die Türken zum letzten Male bei Radkersburg im Jahre 1681 (nach anderer Quelle 1683!).

B. Sagen.

Die Türkenmauer.

(Hiezu Karte II.)

a) Geschichte derselben.

Sie ist eines jener schon sehr seltenen älteren Baudenkmale, das sich noch rühmen kann, als vollwertiger, ursprünglicher Rest eines Baues aus der Türkenzeit zu gelten, und erhebt sich vier Kilometer westlich von Maria Rast, gegen Faal zu, dort, wo das Gebirge das erste Mal unmittelbar bis an das rechte Ufer der Drau herantritt, in der St. Lorenzner Klause. Sie diente zur Absperrung des Drautales nach Osten. Durch sie führt ein Karrenweg, der ehemals jedenfalls eine größere Bedeutung hatte als heute.[2] Die Türkenmauer ist innig verknüpft mit der Geschichte des Schlosses Faal, auf dessen Gebiete sie seit Jahrhunderten lag und somit auch mit jener des Benediktinerstiftes St. Paul i. K., zu welchem Faal gehörte.

Die frühesten zuverlässigen historischen Nachrichten besagen, daß Abt Mathias Furtner von St. Paul (1530 bis 1550), der die Türken bei Unter-Drauburg und den Pässen der Koralpe zurückschlug, 1552 (?) auf Befehl des Landeshauptmannes in Steier wegen der drohenden Türkengefahr die Klause bei der Herrschaft Faal neu befestigte und zwischen Drau und dem Bachergebirge eine feste steinerne Mauer aufgeführt hat.

Hingegen soll Ulrich Schrimpf (1401—1414) diese Wehrmauer zum Schutze der vormaligen Burg Faal und ihres Hinterlandes (Maria in der Wüste) gegen den Grafen von Cilli, mit welchem Schrimpf in ordentlicher Fehde stand, errichtet haben.[3]

[2] Die Reichsstraße am linken Flußufer (kostete 5,000.000 fl.) wurde erst unter Karl IV. 1728 beendet. Ihre Stelle scheint ehedem nur ein Fahrweg im äußerst engen Durchbruchstale der Drau vertreten zu haben, der vermutlich dem Laufe der alten Römerstraße folgte — letztere noch stellenweise deutlich wahrnehmbar.

[3] Laut Pokornys Entwurf zur physik. Statistik des Werbbez. Faal (Landesarchiv). Diesbezüglich scheint sich Pokorny bei der Verfassung der Handschrift im Jahre 1812 lediglich auf unzuverlässige mündliche Überlieferung gestützt zu haben, was übrigens auch im oft angewendeten Verbum „soll" zum Ausdrucke kommt. Möglich ist es, daß die Wehr-

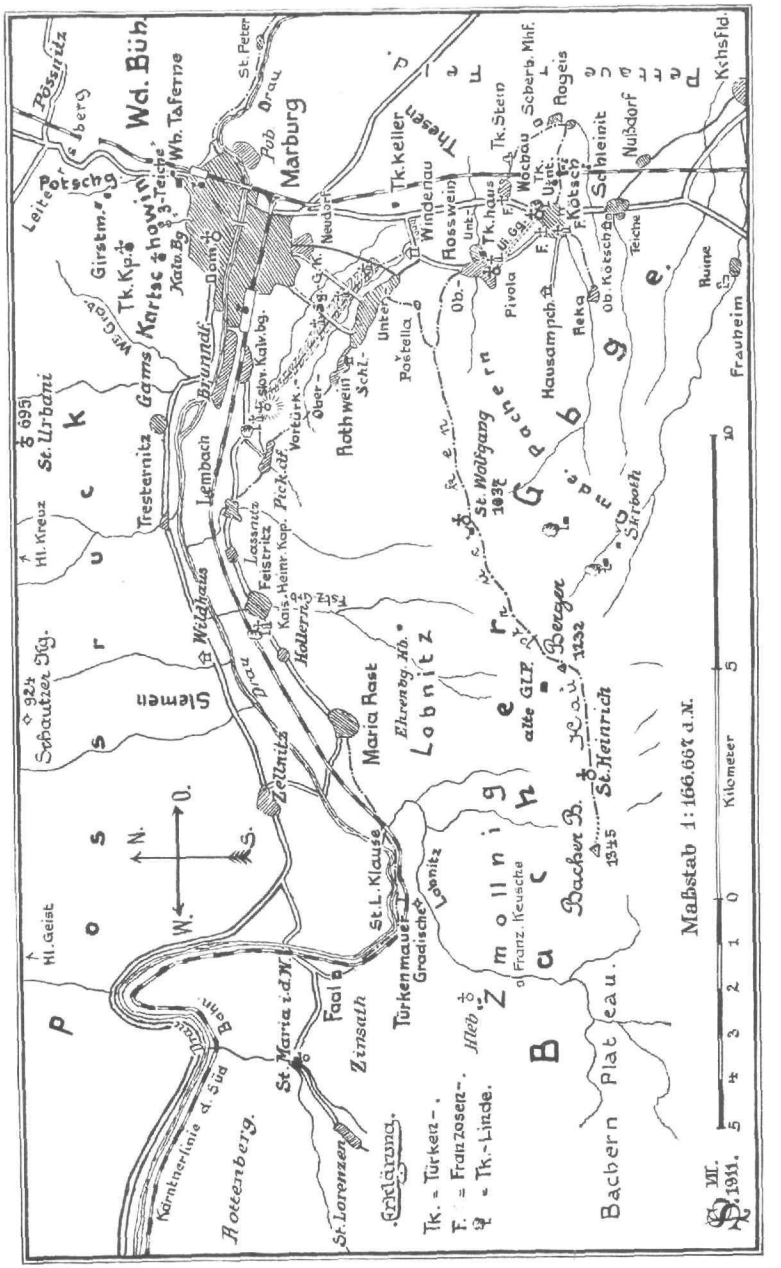
Weiters ist aus B. Schrolls Stiftsgeschichte ersichtlich, daß die Mauer seit 1552 stark gelitten haben muß, denn „als im Jahre 1586 Erzherzog Ferdinand die Wiederherstellung der vor dreißig Jahren von der Höhe des Bacher bis an die Drau gebauten Steinmauer an der Klause bei Fall den benachbarten Grundherrschaften anbefahl, übertrug er dem Abte Vinzenz Lechner (1583—1616) die Einhebung der darauf ausgeschriebenen Kontribution und die Durchführung der Arbeit".

Soweit verläßliche Geschichtsquellen über die in sagenhaftes Dunkel gehüllte Ersterrichtung der Türkenmauer. Janisch[4] nennt sie 1885 auch nebstbei „Römermauer". Unzweifelhaft muß die Absperrung der engen Klause auch den Römern von einiger Wichtigkeit gewesen sein, denn das Drautal war seit jeher für fremde Völkerschaften eine der Haupteinbruchslinien der Ostalpen, was ja aus der Weltgeschichte hinlänglich hervorgeht.

Bei der hohen Wichtigkeit, die das Umgelände für die später folgende Beschreibung und Beurteilung der Türkenmauer für diese hat, ist es angezeigt, auch dem gerade unmittelbar nördlich derselben gelegenen, die Drau (am Fußpunkte der Wehrmauer) um 337 *m* überhöhenden Glabokerkogel einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der oberste Teil desselben mißt, bei Nordost — Südwest-Längsorientierung.

mauer schon damals gebaut oder auch nur ausgebessert wurde. Die anderen Geschichtsdaten, die sich daran knüpfen, sind aber durch den Wortlaut (Beda Schroll, „Das Benediktinerstift St. Paul", Carinthia 1876) einwandfrei widerlegt. So schreibt Pokorny, daß früher an Stelle des Schlosses Faal eine Burg gestanden haben soll, die vom Abte Ulrich Schrimpf eingenommen und geschleift wurde. Weiters, daß Schrimpf wegen seiner Fehde mit dem Grafen von Cilli vom Papste exkommuniziert worden sei. Schrolls Stiftsgeschichte hingegen verbreitet historisches Licht darüber, denn nach dieser war zwischen den Untertanen des Stiftes Faal und einem gewissen Otto Pergauer ein heftiger Streit entbrannt und bei dieser Gelegenheit nebst der Kirche und dem Markte St. Lorenzen auch Maria Rast, zwei andere Dörfer und der Amtshof und das Stift Faal selbst niedergebrannt worden. (Jedenfalls war es aber Schrimpf, der das Schloß neu aufbaute.) Georg Ernst und Graf Hermann von Cilli schlichten sodann die mit großer Erbitterung geführte Faal-Pergauer'sche Fehde. Auch daß die Exkommunikation Schrimpfs stattfand, scheint unrichtig zu sein. Dieser wurde lediglich vom eifersüchtigen Erzbischof von Salzburg wegen Festhaltens an der Unterwerfung unter dem Papste mit dieser Kirchenstrafe bedroht und letzterer in seiner Maßregel auch vom Herzog Wilhelm von Österreich unterstützt.

[4] Janisch, Topogr.-statist. Lexik. Stmks., 3 Bde. Graz, 1878-85.



Karte 1. Übersicht des Sagenlandes.
Sämtliche im Texte genannten Örtlichkeiten enthaltend.

35 zu 20 Schritte Ausdehnung. An ihn schließt im Nordosten eine ausgesprochene, geräumige, künstliche Terrasse, vollkommen geeignet, einer größeren Baulichkeit als Bauplatz zu dienen. Und diese Bestimmung soll sie auch gehabt haben, wie die Sage von der „Gradische“ — so die volksgebräuchliche Bezeichnung — berichtet. Und zwar beschlossen zur Türkenzeit die Umwohner des Kogels, hier oben eine Zufluchtsburg für die Zeiten der Gefahr zu erbauen, doch kam es nicht weiter als bis zur Herrichtung des Bauplatzes (mündliche Mitteilung in Zmollnig).

Naheliegend ist es, daß diese Sage auf Wahrheit beruht und in unmittelbaren Zusammenhang mit der zu Füßen des Glabokerkogels befindlichen Türkenmauer zu bringen ist. Tatsächlich eignet sich zur Anlage einer solchen Burg in der ganzen Umgebung des Glabokerkogel-Gradische kein anderer Punkt besser als gerade diese Kuppe.

Erwähnt sei noch ein sagenhafter Fahrweg, der, vom heutigen Hauptrückenweg des Glaboker-Zmollnigrückens ausgehend und wieder in diesen einmündend, den Glabokerkogel ungefähr 30 *m* unterhalb, südlich, umfährt. Er wird als der „uralte Gemeindeweg“ bezeichnet, auf welchem zur Türkenzeit das Rollmaterial für die später erwähnte „Batterieriese“ zugeführt worden sein soll (desgl.).

b) Topographische Beschreibung und militärische Würdigung.

Von Natur aus ist die Gegend der St. Lorenzner — richtiger gesagt: Faaler — Klause dazu angetan, mit geringen künstlichen Hilfsmitteln verstärkt, das Durchziehen dieses Defilees unmöglich zu machen. Hiebei sind stets die damaligen Kriegsmittel im Auge zu behalten.

An der Stelle, wo die Wehrmauer errichtet wurde, steigt südlich der Zmollnikberg, der letzte, langgestreckte Ausläufer jenes Abhangsrückens des Bacher auf, der sich, mit seinen letzten 4 *km* nach Osten umbiegend, zwischen Drau und Lobnitzbach hineinschiebt und damit den Lauf des letzteren bestimmt. Die Drau selbst war für damalige taktische Verhältnisse geradezu ein absolutes Hindernis und verwehrte größeren feindlichen Abteilungen jedwede Umgehungsbewegung. Das linke Drauufer kommt aus diesem Grunde für die Verteidigung der Türkenmauer in jenen Zeiten auch so gut wie nicht in Betracht.

Oberhalb, südlich der Türkenmauer, kulminiert der schon bekannte Glabokerkogel mit 610 *m*. Der flußseitige Abhang

weist Steilböschungen zwischen 30 und 45° auf und fällt in seinem unteren Viertel, von der Bergleiste an, mit 65grädigen Felswänden ab. Der Fuß des Berges hingegen, von den Steilwänden bis zur Drau, verläuft in seiner Fallinie mit 30 bis 35°; und eben dieses letztbezeichnete, gegen 80 *m* lange Stück, ist der Baugrund der Wehrmauer. Das schon größtenteils im Felswandbereiche liegende Anschnittsprofil der Südbahnlinie dürfte, wie auch ein alter Partieführer der Bahnstation Maria Rast bestätigt, 10 *m* der Mauer zerstört haben, so daß ihre Reste, abzüglich der gleichfalls vollkommen verschwundenen untersten, ehedem zwischen Drau und Fahrweg gelegenen 13 *m*, eine Gesamtlänge von noch 53 *m* aufweisen.

Bis auf drei, untereinander noch zusammenhängende, ruinenhafte Reste liegt die Mauer heute bereits in Schutt, der eine Höhe bis 1 *m* und eine Breite bis 4 *m* erreicht. Am besten erhalten ist das unterste, unmittelbar an den Fahrweg schließende Stück. Deutlich sind noch zwei konische Schießscharten mit der Richtung nach West und einige Aussparungen im Mauerwerke wahrzunehmen, die dazu bestimmt gewesen sein dürften, das eine Ende der Tragbalken des hölzernen Bankettes aufzunehmen, welch letzteres den Verteidigern als Standplatz diente. Die Reste besitzen heute noch eine Höhe bis 3 und an der Basis eine Dicke bis 1·40 hingegen an der Krone bis 1·10 *m*. Die genaue Untersuchung der Wände und des Geländes bis zur Kuppe erforderte nicht nur viele Stunden Zeit, sondern auch einige Geschicklichkeit im Klettern. Genau oberhalb der Mauer zieht bis zur Bergleiste ein gut ausgeprägter Abhangsrücken, welchem ein natürlicher Graben vorgelagert ist, und dieser scheint bei der folgenden Beschreibung der Abwehr des Türkensturmes, die Stelle einer Riese vertreten zu haben; durch ihn dürften die, von den Verteiteidigern vorbereiteten Batterien von Felsblöcken und Blöchern auf die Angreifer hinabgerollt worden sein.

Eine befestigungstechnische Herrichtung der Abhänge oberhalb der Türkenmauer war vollkommen überflüssig. Feindliche Umgehungen hätten im ohnehin sehr schwer gangbaren Gebirge sehr weit ausholen müssen, und eine Annäherung auf den Steilhängen des Zmollnigberges ist für einzelne wohl möglich, aber schon ein schwacher Verhau, besetzt mit nur wenigen Verteidigern, schließt dieselbe so gut wie vollkommen aus, und so ist denn etwa von ehedem

vorhanden gewesenen Mauerresten oberhalb der Leiste, tatsächlich auch nicht die geringste Spur wahrzunehmen. Und damit sei das Märchen, daß sich die Mauer „von der Höhe des Bachern“ hinabzog, das aus der diesbezüglich unklaren handschriftlichen Aufzeichnung des Stiftes St. Pauls selbst — vergleiche das unter dem Jahre 1586 in vorhergehendem geschichtlichen Teile angeführte — seinen Ausgang genommen zu haben scheint, endgültig widerlegt. Der Verfasser, Pokorny, hat sich ganz gewiß nie die Mühe auferlegt, die Türkenmauer und das schwer gangbare Gelände oberhalb derselben persönlich in Augenschein zu nehmen, denn sonst würde er damals in seinem amtlichen Berichte nicht von einer Mauer gesprochen haben, die „von der Kuppe des Zmollingberges (Glabokerkogels!) bis zur Drau hinab zog“.

Hingegen gibt diese Quelle wertvolle Anhaltspunkte über das ehemalige Aussehen der Türkenmauer, die „Schießscharten und ehemals auch ein Thor“ — letzteres war also bereits 1812 nicht mehr vorhanden — gehabt haben soll. Der Platz des Tores dürfte an jener Stelle zu vermuten sein, wo heute nächst der Drau der Fahrweg die Anlage durchquert. Die diese Verhältnisse beleuchtenden Angaben Janischs: „Sie ist mit einer doppelten Reihe von Schießscharten versehen, mißt in der Höhe 5 bis 6, in der Breite bei 2 *m* und ist an mehreren Stellen schon stark in Verfall“, fußen, die Maße betreffend, ganz gewiß auf oberflächlichen Quellen. Aus alledem geht nun hervor, daß man sich die Türkenmauer zur Zeit ihrer Vollständigkeit als eine einfache, krenelierte, verteidigungsfähige Wehrmauer vorzustellen hat. Die Art der Mauerung enspricht dem Zeitalter der urkundlichen Jahre 1400 bis 1600. Das Baumaterial sind Hornblendengneisbruchsteine der nächsten Umgebung. Ihr vorgelagerter gewachsener Fels und Felsblöcke bilden natürliche Annäherungshindernisse und erhöhten ihre Verteidigungskraft.

Die Mauerruine steht derzeit inmitten eines schier undurchdringlichen Dickichtes von Erlen und Buchen, an denen sich dicke Waldreben und Brombeerensträucher emporranken. Insbesondere beschleunigt der Frost das Bersten der letzten Reste alter Herrlichkeit, und in 40 bis 50 Jahren wird nur mehr ein wüster Trümmerhaufen die Stelle bezeichnen, wo ehedem die Türkenmauer wehrhaft das Drautal absperrte. Und darum sei die Beurteilung dieses Bauwerkes, so lange

es noch nicht zu spät ist, hiemit in ausführlicher Weise und — sofern ich nach dem Ergebnisse meiner Forschungen urteilen kann — das erstemal festgelegt.[5]

c) Sagenzyklus: Zug der Türken gegen die Türkenmauer und Verteidigung derselben.

Von allen historischen Sagen lassen sich wohl am ehesten jene mit der Geschichte in Einklang bringen, die sich an die Begebenheiten knüpfen, welche die Türkenmauer zum Mittelpunkte haben.

Die Chronik von Maria Rast verzeichnet die Türkeneinfälle 1529, 1530, 1531, und bei jenem 1532 wurde der Pfarrer Joh. Maria von Lichtenhain ermordet.

Der Sturm auf die Türkenmauer 1532.

Wurzer, Slomsekove Drobotince; Popotnik (slow. Lehrerzeitung).

Zur damaligen Zeit floh die Bevölkerung aus den Friedauer, Luttenberger und anderen Gegenden vor dem herannahenden Erbfeinde Drautal aufwärts nach Maria Rast. Bei der Türkenmauer entschloß man sich, den Türken mit der Waffe in der Hand „Halt“ zu gebieten. Schon nahten die feindlichen Horden längs des rechten Drauufers heran. Der türkische Pascha befehligte seine Scharen von einem in der Mitte der Drau stehenden Felsen aus, eiferte sie mit schreiender Stimme an, alles umzubringen und rief ihnen Mut zu. (Nach anderer Überlieferung: Kommandierung vom linken Drauufer aus mit Winken und Zeichengeben.) Um nun den Glauben zu erwecken die christlichen Verteidiger seien in riesiger Macht vorhanden, umkreisten dieselben in unendlicher Prozession (nach dem bekannten Theaterkniffe) den Berggipfel, nur längs der Berglehne, und zwar hauptsächlich Weiber. Doch der blutgierige Türkenpascha ließ sich durch diese Massen Christenhunde nicht abhalten und spornte die Seinen zum endlichen Sturme auf die Mauer an. Doch da kamen die Moslims schlecht an. Niedersausten aus der gut angelegten Riese wohlvorbereitete Stein- und Blöcherlawinen und endlich zur rechten Zeit hinabgeschleuderte Bienenkörbe raubten den Osmanen den letzten Rest ihrer Kaltblütigkeit. Sie kamen beinahe alle in der knapp unten vorüberfließenden Drau um, deren Fluten von den rotgekleideten Toten ganz bedekt waren, und nur wenigen gelang es, ihr Heil in schleuniger Flucht zu finden.

[5] Der „Süd-Bahnerhaltungssektion Marburg—K. L.“ und ihrem Vorstande für das große Entgegenkommen bei diesem Anlasse wärmsten Dank!

Schon bei ihrem Heimmarsche warf in Maria Rast jeder der türkischen Streiter ein Geldstück in die drei dort bereitstehenden Bottiche; diese wurden gegupft voll. Es soll diese Maßnahme der Zählung der osmanischen Streiter gegolten haben. Doch als die wenigen Überlebenden nach geglückter Abwehr ihres Sturmes in wilder Flucht zurückwogten und sich jeder derselben sein Geldstück zurücknahm, da fehlte kaum ein einziger Gupf von den drei Geldbottichen — so viele hatten ihr Leben lassen müssen! Und was übrigblieb, fiel den Maria Rastern als Beute zu. So weit, vorzüglich die gedruckten Quellen. Die drei Bottiche sollen unter einer uralten Linde gestanden sein, die einem Blitzschlage späterer Jahre zum Opfer fiel (mündl. Mitteil. Lobnitz).

Auch der Pascha soll gefallen sein. Unmöglich war es dem besten Christenschützen, ihn zu treffen. Endlich hämmerte ein Verteidiger seinen geweihten Ehering zusammen, lud ihn, schoß — und der Pascha fiel zu Tode getroffen zur Erde. (Vermutlich eine Wandersage!) Nach anderer Überlieferung soll er hingegen nur einfach durch einen Musketenschuß getroffen und getötet worden sein. Und des Paschas Tod war das Zeichen zum Rückzuge der Türken. Als die Bienenkörbe den Sturmlaufenden entgegengeschleudert wurden und deren geflügelter Inhalt diese furchtbar zerstach, sollen die Moslims ihren bleibenden Eindruck davon späterhin in die Worte gekleidet haben: „In Steiermark sind gar schlimme Fliegen!“

Sehr wahrscheinlich ist es, daß der Sagenteil — „drei Bottich—Türkenzählung“ — in einem alten Druckwerke als bildlicher Vergleich einmal zu lesen war, oder daß gelehrter Mund (Maria Raster Gymnasium) diesen ehemals aussprach. Doch wurde dieses Sprachbild vom Volke zur Tatsache umgesetzt — ein schönes Beispiel von Sagenbildung — und gab Anlaß zu allen möglichen Varianten:

a) Sollen die Zählbottiche am türkischen Kampfplatze selbst nächst der Drau gestanden sein.

b) Soll die Landbevölkerung bei dem Maria Raster Türkenzuge bei der sogenannten „Türkenlinde“ beim „Annenheim“ (zwischen Feistritz und Hollern) die Bottiche aufgestellt und von den Moslims sozusagen eine „Passiersteuer“ eingehoben haben.

Das Ende dieser beiden Varianten ist sinnesähnlich mit der gedruckten Sage.

c) Mußte die Bevölkerung von Maria Rast beim Hinweg der Türken drei Bottiche, gegupft voll Geld, in der Kirche gewissermaßen als „Kontribution" aufstellen. Jeder der Osmanen griff ordentlich zu, so daß die Gefäße leer wurden. Beim Rückwege aber konnten die wenigen Überlebenden kaum den Gupf eines einzigen, neuerlich gefüllten Bottichs bewältigen.

Eine ebenfalls auf diesen Türkenzug bezügliche Sage erzählt, daß der Oberbefehlshaber der Moslims, um möglichst rasch selbstätige Kunde vom Ausgange des Raster Streifzuges zu erhalten, sich in Marburg auf die Draubrücke stellte und alles, was der Fluß abwärts schwemmte, beobachtete. Da sah er Türkenleiber in Unmasse hinabtreiben: das war sichere Kunde, daß der Ansturm nach Westen kläglich geendet, und schleunigst befahl er den Rückzug seiner Heere.

Nach einer anderen Erzählung wären die österreichische und die türkische „Kaiserin" auf der eben erbauten Türkenbrücke bei Tresternitz gestanden und hätten das Geschick der Zukunft als Schiedsrichter angerufen: „Welche der Kopfbedeckungen die Drau in Überzahl hinabschwemmt, deren Träger haben verloren und müssen das Feld räumen!" Und siehe da, es trieben nur rote Turbane den Fluß hinab und die Türkenkaiserin beorderte ihre Armee zum Abzuge.

Des Türken Opferkerze.

Auf diesem Zuge fütterte auch ein höherer Muselmann sein Pferd in der Kirche von Maria Rast. Doch so oft er auf das Marienbild sah, drehte eine unsichtbare Macht des Ungläubigen Kopf so weit zurück, daß seine Augen nun nach rückwärts, abgewendet vom Heiligenbilde, blickten. Da sagte der Osmane ganz laut zu den Umstehenden: „Ich glaube an die Kräfte der Mutter Gottes und will ihr ein Opfer darbringen, wie Ihr es noch nie erlebt!" Und so ließ er denn eine Wachskerze anfertigen, so groß, wie sie tatsächlich noch niemand gesehen: vier Pferde reichten kaum, die Kerze in die Kirche zu ziehen. Und im Wegreiten beauftragte er die Maria Raster, die Opferkerze erst dann feierlich anzuzünden, wenn viele Leute in der Kirche zum Gottesdienste versammelt wären.

Einige der Raster mahnten zur Vorsicht: „Gott weiß, was darin ist!" So schnitten sie denn die Opferkerze vorerst an und — Pulver war ihr Inhalt! Es hätte hingereicht, die ganze Kirche mit Mann und Maus in die Luft zu sprengen!

„Nun aus Türkei — Durch Dich bin frei!"

So lautet die Überschrift eines alten Votivbildes in der Maria Raster Kirche. Tatsächlich haben sich auch viele, aus türkischer Gefangenschaft Befreite „verlobt" und dies Gelöbnis durch eine Wallfahrt nach Maria Rast erfüllt. Die Chronik von Maria Rast zählt namentlich derartige Fälle in den Jahren 1684, 1690, 1692, 1695 und 1737 auf. 1696 erschien sogar der Fahnenjunker Anton von Wouffleur und stattete der Muttergottes seinen Dank dafür ab, daß sie ihn, den in der Schlacht von Slankamen eine Kanonenkugel hingestreckt hatte, wieder gesund machte, so daß er mit erneuerter Kraft und Tapferkeit die ganze Schlacht mitfechten konnte.

1703 kehrte der Theologe Wolfgang Serepez aus der Türkengefangenschaft zurück, wurde hier 1705 zum Priester geweiht und starb als Kooperator in Maria Rast 1712. Seine Sklavenkette opferte er dem Gnadenbilde. (Janisch und Chronik von Maria Rast.) Und diese Begebenheit scheint der Volksmund zu einer Sage umgeformt zu haben. Nach dieser hätten Engel einen gefangenen Christen, durch die Luft fliegend, aus der Türkei nach Maria Rast gebracht, dieser sei der erste Student des Raster Gymnasiums gewesen und dann als Priester allhier gestorben.

Noch lange hallte der Türkenschrecken in Maria Rast nach. Das Gymnasium veranstaltete alljährlich Theatervorstellungen, darunter einmal auch „Die Niederlage der Türken zum Troste der christlichen Zuseher". Und der Schatzglaube läßt im Lobnitztale „ein ganzes Vermögen" liegen, das die Türken in großen Geldfässern dort vergraben haben sollen.

Die übrigen Türkensagen

sind der Hauptsache nach örtlich zusammengefaßt.

Kleine sagenhafte Überlieferungen.

„Auf der Thesen" nächst Marburg steht auch heute noch der im bischöflichen Besitze befindliche Birkhof — jetzt Arbeiterhaus. Der Volksmund nennt ihn „Türkenkeller". Möglich, daß einmal ein Teil des Türkenheeres hier gelagert hat.

In Lembach bemühten sich ehedem vergebens die Bauern, einen „türkischen Geistlichen“ aus dem Dorfe zu bringen. Schließlich wurde er einfach von einem Winzer und einer „Wab'n“ radikal vertilgt, das heißt: erschlagen.

Ein gleiches Schicksal soll zwei Türken betroffen haben, die sich in Feistritz allzu arg im Plündern gefielen. Sie hauchten ihre Halbmondseelen unter den wuchtigen Schlägen einiger Winzer bei der zweiten Mühle — jetzt Säge — im Feistritzgraben aus.

Daß ein Bauer im Bacher, der ehedem in der Stadt taglöhnerte, im Franziskanerklostergarten einen Topf voll „Mondgeld“ — vermutlich türkische Münzen — fand und heute noch verwahrt, erscheint ganz glaubwürdig. Stammt vielleicht aus den Jahren 1529 oder 1532 her. Ein alter Werkelmann berichtet, daß die meisten der Kreuze und Bildstöcke von Kranichsfeld gegen Pettau und Pulsgau hin als „Türkenkreuze“ bezeichnet werden und dem Andenken stattgehabter Türkenkämpfe gelten sollen.

Entsetzlich hausten die Erbfeinde allerorten. Sie rissen den Christen die Zunge aus, blendeten sie, und brachten entweder alles um oder schleppten alles in die Sklaverei. Selbst die einzeln stehenden Gehöfte des Bacher verschonten sie nicht. In manchen Ortschaften gab es nur einen einzigen Überlebenden. Da verständigten sich diese wenigen Übriggebliebenen durch Feuerzeichen, die sie auf hohe Bäume steckten, und oft hörte man die armen Weltverlassenen dabei klagen: „Lieber Freund, tu auf mich warten, ich komm' zu dir!“ — denn sie fühlten sich furchtbar vereinsamt.

In dieser wörtlich wiedergegebenen Überlieferung scheint übrigens ein unbestimmtes, durch mündliche Vererbung verwischtes Rückerinnern an die bekannten „Greut-, auch Kreidfeuer“, mit welchen man die Bevölkerung vom Herannahen der Türken verständigte, vorzuliegen.

Diese Sage ist recht bezeichnend für den noch fortlebenden Türkenschrecken, und als vor zwei Jahren der Krieg mit Serbien vor der Türe stand und vordem die türkische Verwicklung einen kriegsgefährlichen Charakter annahm, da loderte in den guten Bachernleuten die weit, weit zurückliegende verblaßte Erinnerung an all die Türkennöte, die ihre Vorfahren erdulden mußten, erneuert auf und das schreckhafte Türkengespenst nahm für sie greifbare, entsetzliche Gestalt an.

Im Plündern und Rauben, erzählen die Leute, glichen sich Türken und die ihnen später gefolgte Landplage, die Franzosen, einander vollkommen; nur in der Behandlung der Keller bestand zwischen beiden ein feiner Unterschied: die Türken begnügten sich, die Fässer einzuschlagen und deren Inhalt auslaufen zu lassen, hingegen die Franzosen die Fässer anzapften und sich sinnlos mit dem Weine betranken!

Der Laudoninvalide.

Die jüngste Türkenerinnerung, ein wandelndes Zeichen osmanischer Grausamkeit, verkörperte ein alter Invalide, der noch unter Feldmarschall Laudon — wahrscheinlich Feldzüge 1778 oder 1789 — gegen die Türken focht.

Wornik in Kötsch entsinnt sich, ihn noch in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts gesehen zu haben. Er war ein alter Mann, der seiner Zunge im Kriege beraubt wurde. Seine Mahlzeiten erforderten eine umständliche Kauarbeit, nach Beendigung dieser spuckte er den dabei erzeugten Brei auf seinen Löffel und erst dann goß er sich diesen Brei mit hochgestrecktem Halse in den Schlund. Der Ärmste war auf das öffentliche Mitleid angewiesen.

Doch nicht immer raubten und mordeten die Allahverehrer. Die Volkssage weiß auch fruchtbringende Arbeit zu berichten. Alle die uralten Linden am Bacher und am Fuße desselben nennt man

die Türkenlinden

und die Türken selbst sollen es gewesen sein, die sie eigenhändig pflanzten.

Solche Türkenlinden[6] werden angegeben:

a) bei der „Schatzgräberkapelle“, nordwestlich des slowenischen Kalvarienberges,

b) bei der „Kaiser Heinrich-Kapelle“ beim „Annenheim“, zwischen Feistritz und Hollern — jede dieser beiden Kapellen hat ihre Entstehungssage —, weiters

c) und d) am Schleinitzer Bachern je eine beim Hofe des Jakob Predan (schon gefällt) und die noch stehende bei der Hube des Gregor Lovejnšek, und schließlich

[6] Diese Sagenbäume bieten dem Botaniker ein dankbares Betätigungsfeld. Ob diese riesigen Baumgreise gerade von den Türken gepflanzt wurden, läßt sich natürlich nicht ergründen (ist sehr unwahrscheinlich!), wohl aber, ob man es mit der einheimischen oder am Ende gar wirklich mit der morgenländischen (ungarischen) Silberlinde zu tun hat? Die Kötscher „Linde“ ist übrigens eine Silberpappel.

e) die prächtigen „Linden“ in Unter-Kötsch an der Reichsstraße. Diese letzteren dürften die ältesten gewesen sein, nur mehr eine einzige steht noch. (Vergl. Anmkg. 6.)

Am Bachern im allgemeinen.

Der Türkin Dank.

Hoch zu Roß kam einst eine Türkin abends im Bacher zu einer Keusche, in der nur eine alte Bäuerin wohnte. Die osmanische Frau fühlte sich elend; sie war krank. Die Keuschlerin nahm sie wohlwollend auf und pflegte sie aufopfernd die ganze Nacht hindurch. Des Morgens fühlte sich nun die Türkin auch wieder soweit wohl, daß sie ihren Weg fortzusetzen beschloß, und mit den Worten: „Komm mit mir, ich werde dich reich belohnen,“ bestieg die Türkin wieder ihr Pferd. Sie griff nun auch in eine Tasche, wie um Geld daraus hervorzulangen; doch nichts von dem; schnell zog sie ein Messer hervor und hieb der braven, nichts Böses ahnenden Pflegerin damit eine furchtbare Wunde über den Kopf und sprengte von dannen. Das war Türkendank.

Frauheim.

Schloßzerstörung.

Das Schloß soll nach einer sagenhaften Behauptung von den Türken zerstört worden sein. Nach Janisch hingegen soll die starke Burg einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen sein.[7]

Kranichsfeld.

In sichere geschichtliche Wechselbeziehung läßt sich noch stellen die

Tattenbach-Türkensage.

Zu jener Zeit, als die Türken Graz vergeblich belagerten, war der damalige Besitzer von Kranichsfeld im Einverständnisse mit den Osmanen und führte nichts Schlimmeres gegen die Kaiserlichen und seine Landsleute im Schilde, als den Grazer Schloßberg durch List zu bezwingen und dem Erbfeinde damit die Festung in die Hände zu spielen.

[7] Dieselbe Qu. (Band 1, Seite 224) führt auch die Sage von der Belagerung der Burg durch die Türken und die glückliche, durch die List (Täuschung) der Verteidiger bewirkte Befreiung aus dieser Not an.

Seinen Plan ausführend, verkleidete er sechs ausgezeichnete muselmanische Krieger, die er schon seit einiger Zeit auf seinem Schlosse versteckt hielt, in die Landestracht, sandte ihre Kriegskleidung in Kisten voraus und nun machten sich die Türken auf den Weg nach der Landeshauptstadt. Sie beabsichtigten in dieser Verkleidung unauffällig auf den Schloßberg zu gelangen, und sodann mit Hilfe des Ritters von Kranichsfeld die Besatzung zu überrumpeln.

Doch es sollte anders kommen. Einer Kleinigkeit wegen züchtigte der Ritter seinen treuen Diener, der von dem Plane seines Herrn wußte, mit Ohrfeigen und ließ ihn drei Tage ins Gefängnis werfen. Der unschuldig arg Mißhandelte brütete Rache, seinen Herrn zu verderben, und teilte schriftlich das veräterische Vorhaben seines Gebieters nach Graz mit. Der betreffende Brief gelangte noch vor dem Ankommen der sechs Türken nach Graz, und die Türken wurden von entgegengesandten Häschern bereits bei Leibnitz gefangen genommen. Sie beschlossen ihr Leben unter dem Schwerte des Scharfrichters. Das gleiche Los erreichte auch ihren verbündeten Freund, den des Landesverrates überführten Ritter.

Diese Türkensage ist sozusagen ein Schulbeispiel, wie sich schon im Laufe weniger Jahrhunderte geschichtliche Tatsachen, die sich in Wirklichkeit ganz anders zutrugen, im Volksmunde verändern, chronologisch durcheinandergerüttelt und zusammengereimt werden; sie ist aber auch im besonderen ein beredtes Beispiel der Geschichtsauffassung der Sage im allgemeinen. Richtig ist es, damals spukte der Halbmond an der Grenze: 1. August 1664 schlug Montecuccoli die Türken bei St. Gotthard und befreite dadurch Graz von der bangen Furcht, dem alles verwüstenden Andringen eines Türkenheeres. Graz selbst wurde aber nur vorher 1532 von Sultan Soliman bedroht, doch kam es damals zu keiner Belagerung. Im Kernpunkte handelt es sich hier um die bekannte Verschwörung — 1667 bis 1671 — des Erasmus Grafen von Tattenbach, des Herrn von Kranichsfeld, der in dieser Sage als Hauptperson zu erkennen ist, und seiner sechs Mitverschworenen. Der Diener, der den Plan Tattenbachs verriet, Balthasar Riebbel, ist ebenfalls historisch wahr. Die beiden Schlösser Tattenbachs, Sonnenberg und Widerschneck, sollen der Sage nach (Janisch, Bd. I, S. 361) vom Kaiser zerstört worden sein, „weil Tattenbach in ihnen Türken verborgen gehalten hat“. Der Schauplatz der letzteren Sage — die versteckten Türken — wurde nun vom Volke

als „Wandersage“ nach Schloß Kranichsfeld selbst verlegt und aus den sechs Mitverschworenen, die geschichtsgemäß im Schlosse öfters „sub rosa“ zusammenkamen, einfach jene Türken gemacht, die sagengemäß in den beiden erwähnten Schlössern verborgen gehalten wurden, und schließlich einfach nach Graz gesendet, um dort den „unterschobenen“ Plan höchst eigenhändig auszuführen. Die Hinrichtung eines Teiles der hocharistokratischen Verräter wurde, dem inneren Wesen der Sage (Ranke, „Die deutschen Volkssagen“) folgend, auf alle sechs übertragen.

Diese Sage ist deshalb auch bemerkenswert, weil sie im Vereine mit den fünf Unterirdischengangsagen, die sich an Schloß Kranichsfeld knüpfen,[8] erneuert beweist, wie nachhaltig und sagenbildend die Tattenbachsche Verschwörung auf den Geist der Bevölkerung einwirkte. Allerdings dürfte diese, wie überhaupt alle Sagen jener Gruppe, die geschichtliche Personen und Ereignisse zum Gegenstande haben, auch späterhin noch im Wege von Druckwerken „aufgefrischt“ worden sein.

Ober-Kötsch.

Errettung aus Türkennot.

Einst arbeitete im ehemaligen Achatzweingarten, oberhalb Ober-Kötsch, ein Mann. Da wurde er von herannahenden Türken überrascht. Noch hatten sie ihn nicht gesehen. Es gab kein Entfliehen. So warf er sich denn, einer plötzlichen Eingebung folgend, platt auf die Erde, häufte über sich Weingartenstecken auf, soviel er nur erreichen konnte, verhielt sich vollkommen ruhig und flehte himmelwärts: „Gott helfe mir!“

Der Herrgott hatte ihn nicht verlassen. Die Muselmanen zogen an ihm vorüber und der Bauer war gerettet.

Schloß Hausampacher.

Ein „Türkenschuß“.

Im Schloßgebäude sollen zwei Kanonenkugeln eingemauert sein, die von den Rechtgläubigen aus ihren Geschützen, und zwar vom Schlosse Wurmberg aus abgeschossen, genau im Schlosse Hausampacher aufschlugen. Sie legten also damals nicht weniger als 14 *km* Schußlinie zurück: ein richtiger — „Türkenschuß!“

[8] Vgl. meinen 1912 erscheinenden, darauf bezugnehmenden Aufsatz in den „Blätt. z. Gesch. u. H.-Kde. d. Alpenld. Gr. Tgbl., Blg.

Unter-Kötsch.

Um zu Zeiten höchster Gefahr dem Erbfeinde noch entfliehen zu können, wurde die Kirche von Unter-Kötsch mittels eines unterirdischen Ganges, der von der Unterkellerung des Gotteshauses seinen Ausgang nahm, mit der Kirche von Roßwein verbunden. (Länge 1800 *m*!) Ungefähr im Jahre 1700 soll ein Kötscher, versehen mit einer Glocke und Licht, versucht haben, diesen Gang zu durchschreiten. Doch schon unterhalb des Obstgarten Jurśes, 400 *m* von der Kirche entfernt, verstummten die Glockenklänge — und der wissensdurstige Mann kehrte nimmer wieder. Er soll den Erstickungstod gefunden haben.

Die in Roßwein lebende Überlieferung bringt hingegen diesen Gang als Verbindung eines in Kötsch ehemals bestandenen Mönchs- mit einem Nonnenkloster in Roßwein in Zusammenhang. Janisch weiß aber weder hier noch dort von einem ehemaligen Kloster etwas zu berichten.

St. Georgskapelle zwischen Kötsch und Südbahn.

Eine Entstehungssage. Eine Türkenhorde raubte die Kirchenglocke von Kötsch, band ein Seil daran und zog dieselbe nun hinter sich her, in der Richtung nach Osten. Unterwegs aber wurden sie von einer Abteilung Christen angegriffen und vertrieben. Ihre Beute mußten sie liegen lassen, und auf dem Platze, auf welchem die Glocke zurückblieb, baute man später eine, dem hl. Georg gewidmete Kapelle — sie steht heute noch zwischen Kötsch und seiner Bahnhaltestelle — die Furche aber, die die Glocke beim Hinschleifen über den Boden in diesen eingrub, durchplätscherte damals das Blut der im Dorfe gemordeten Christen, heute aber der Rekabach. Und — in keines Menschen Macht steht es, den ohnehin nur schwach hügeligen Boden, der die Gedächtnisstätte umgibt, zu ebnen.

Der Glockenraub ist vielleicht wahr, denn die Kirche stand schon zur Zeit der Türkenkriege, wurde 1532 von den Osmanen verbrannt und es dürfte der derzeitige Bau gleich knapp darauf aufgeführt worden sein.

Rogeis.

Unweit, östlich der Bahnübersetzung des Fahrweges Wochau—Rogeis, knapp an einem Bewässerungskanale, steht

aufrecht ein stark in Verwitterung begriffener Kalkstein (1 *m* hoch und breit, 10 *cm* dick). Seine obere Begrenzungsfläche dürfte ehemals eine Inschrift enthalten haben, deutlich ist „D", verschwommen „MO" zu lesen. Demnach zu schließen, dürfte ein verschleppter römischer Grabstein vorliegen. Die Vorderseite zeigt ein unerklärliches Relief. Und dennoch hat die Bevölkerung für den

„Türkenstein von Rogeis"

ihre eigene Erklärung: Damals, als die Kötscher Glocke geraubt wurde, trug ein Türke einen Stein und pflanzte ihn zum Zeichen, daß die Türken im Lande gewesen, an jene Stelle, wo er auch heute noch zu sehen ist, senkrecht in die Erde. Ein seitlicher Eindruck soll von der Schulter des Osmanen herstammen, der ihn auf dieser trug. Seit damals ist der Stein im „stetigen Wachsen" begriffen.

Nach Rogeiser Überlieferung ist der Stein in seiner jetzigen Größe mit einem Wagen zur Türkenzeit hiehergeführt worden und das fragliche Relief wird als „Elefant" gedeutet.

Roßwein.

Wie im allgemeinen vorgeschichtliche Bauwerke Sagenbildung anregend wirken, so ist's auch mit jenen vorgeschichtlichen Hügelgräbern, die sich, ungefähr 50 an der Zahl, zwischen Roßwein, Pivola, Kötsch und Hausampacher, größtenteils versteckt im Walde befinden, der Fall. Zwei derselben, in Roßwein selbst (jenes auf dem ehemaligen Koß'schen Grunde steht noch, hingegen der Schulhaus-Tumulus zwecks Schulbaues seinerzeit ausgeebnet wurde), messen 300 Schritte im Umfang! In ihrer Gesamtheit sind sie noch nie wissenschaftlich beschrieben und erforscht worden. Joanneum und Marburger Musealverein gruben 1911 hierselbst. 1912 werden die Ergebnisse veröffentlicht. Puff (Marburger Taschenbuch) weist, diese und andere Hügelgräber betreffend, einige kurze Vermerke auf, die sich auf ihren möglichen Zusammenhang mit der ältesten Geschichte und den Gebräuchen der alten Slowenen beziehen; zum Beispiele, nahe verwandt mit Puffs Ausführungen turski grič = Türkenhügel, Türkengräber usw. Das Landvolk wußte nie recht, was es mit diesen mächtigen Hügeln anfangen solle und so scheinen sie schon seit langem den Türken aufgehalst worden zu sein und heißen:

„Türkenhügel."

Als solche führt sie auch Janisch an, nennt sie aber an anderer Stelle auch „Römerhügel". An diese knüpft sich die Überlieferung, daß sich zur Zeit der Türkeneinfälle die Herrschaftsbesitzer der Umgebung zusammentaten und wehrhaft Volk organisierten, um der Türkenplage aus eigenen Mitteln stets gewappnet gegenübertreten zu können. Und da ließen sie von ihren Leibeigenen, Frohndienstpflichtigen, diese Hügel als Verteidigungswerke aufwerfen.

Es ist dies reine Sage, denn keinerlei Zusammenhang ist zwischen den Hügelgräbern zu erblicken. Der mit den hiesigen Gebräuchen Unvertraute wird in ihrem Bereiche in manchem bestehenden Wall Reste einer scheinbar ehemaligen „Verteidigungslinie" erkennen wollen, doch es sind dies künstliche Waldgrenzen, im Slowenischen „razvanje", auch „razvank" genannt. Ferners erzählt man sich hier noch, daß damals die großen Besitzer all ihre Gold- und Silbergegenstände in diesen Hügeln vergraben und auf diese Weise vor den Türken in Sicherheit gebracht hätten. Und dieser Gegenstand war wieder ein mächtiger Antrieb für die bäuerlichen Schatzgräber früherer Jahrzehnte.

Hügelgrab als „Geschützstand."

Einen solchen sollen sie für die Türken abgegeben haben. In ihren „Brotsäcken" (ein österreichisches Armeeausrüstungsstück von heute!) trugen sie aus dem Erdreich der „Maulwurfshügel" diese riesigen Tumuli zusammen. So behauptet die Sage!

Sagenhafte Funde.

Und gewissermaßen zur Bekräftigung, daß diese Grabhügel aus der Türkenzeit herstammen, soll 1905 im Tumulus des Besitzers Wresner je ein Säbel, Faschinmesser und eine rote türkische Kappe gefunden worden sein. Doch wer diese „Beweisstücke" fand, wohin sie kamen, ist unbekannt und der Besitzer der „Gomila" (Hügelgrab) selbst weiß überhaupt nichts davon!

In Roßwein wird das Powornec'sche Haus, das zweite auf der rechten Seite des Unter-Dorfes, geradezu als

„Türkenzeithaus"

bezeichnet. Es soll alle Türkeneinfälle überstanden haben und gilt als das älteste, in seiner Ursprünglichkeit erhal-

tene Haus des Dorfes. Möglich ist es: denn es ist ein uraltes Rauchstubenhaus — eines der ältesten, die ich in unseren Gegenden je zu Gesichte bekam — und nur das Innere weist nachträgliche Veränderungen (Unterteilung der Räume!) auf.

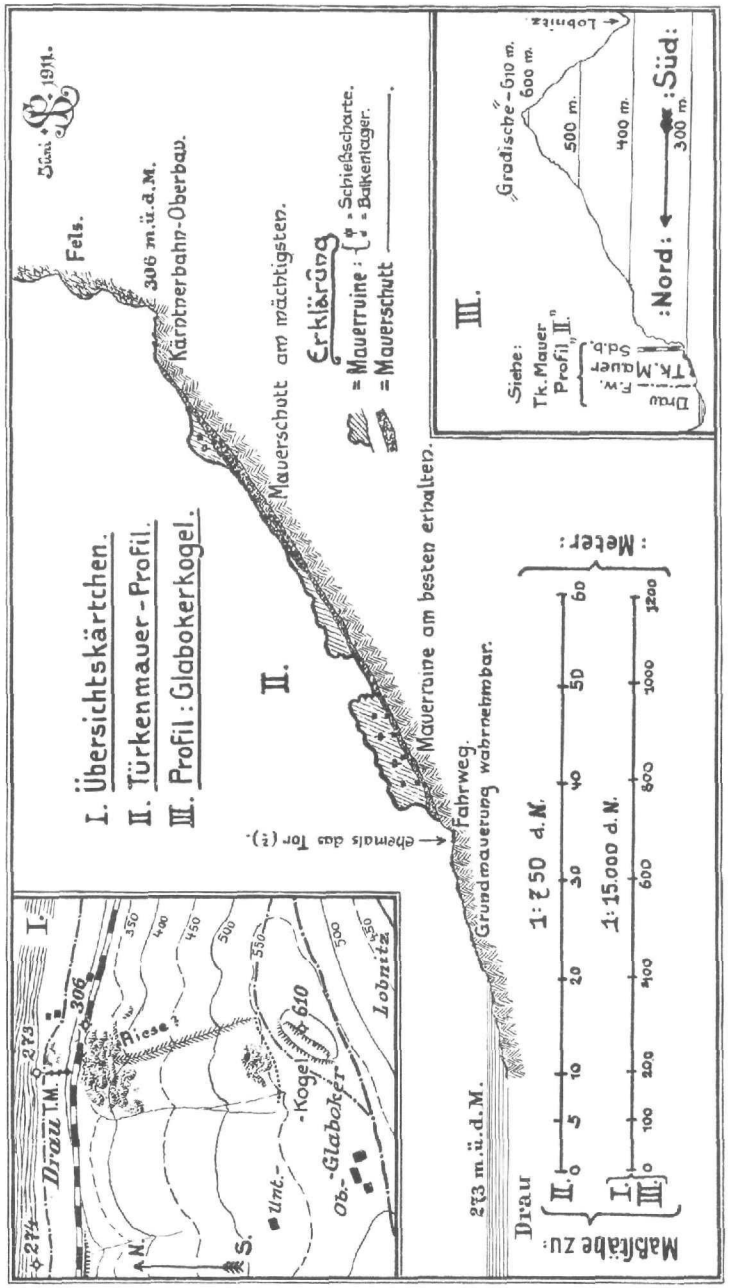
Die Poštella.

Dieser prähistorische Ringwall (Schlosser, Die prähistorische Wallburg am Rečnikkogel, Urania 1911) liegt am nordöstlichen Ausläufer des Bacher, oberhalb Roth- und Roßweins, innerhalb letzterer Gemeinde. Sie ist das bedeutendste Monument der vorgeschichtlichen Umgebung Marburgs, der Schlüssel zum vor- und römischen Bachernlande. Als wahrer Rattenkönig von Sagen — bisher habe ich deren 38 gesammelt — hat natürlich auch sie ihren Anteil am Kapitel der Türkensage. Sie nimmt darin eine ganz eigenartige, vielseitige Stellung ein.

Zur Türkenzeit soll dort oben ein großes Schloß gestanden sein, zu dem ausgedehnte Besitzungen gehörten. Während der osmanischen Einfälle hätten die Schloßbesitzer ihre Schätze in die Keller versteckt. Eine andere Sage läßt diese Herrschaft noch bis 1800 fortbestehen.

Eine andere Überlieferung berichtet, daß die „Fürsten" von Kranichsfeld und Poštella sich verbanden und auch mit den Türken im Einversändnisse handelten, um den „Fürsten von Graz" zu vernichten. Das Blatt wendete sich aber zu Ungunsten der Verbündeten und die Fürstensitze Kranichsfeld und Poštella wurden vom Grazer Fürsten, der mit Militär seinen südlichen Widersachern zuvorkam, zerstört. Dieser Überlieferung liegen offenbar die Ereignisse der Verschwörung Tattenbachs und seiner Mitschuldigen zugrunde.

Auch Schloß Grünberg soll hier oben gestanden sein. Über die Zerstörung desselben durch die Türken berichtete ein alter Mann sehr ausführlich: eine Abteilung kam über Maria-Rast im Tale, die andere dem Bachernrücken entlang. Grünberg wurde überrumpelt, alle Insassen niedergemetzelt und der ganze Bau „verschüttet". Der Pascha der osmanischen Horden hätte sich auf der anderen Seite der Drau befunden — also 4 bis 5 *km* entfernt! — und die Seinen anspornend, immer nur „vorwärts" gebrüllt. Die Türken seien von den Faalern und Windisch-Grazern vergeblich verfolgt worden und hätten aus Unmut darüber die Maria-Raster Türkenmauer selbst zerstört.



Karte 2. St. Lorenzerklause und Türkenmauer.

Diese Sage ist eine phantastische Entstellung und willkürliche Vermischung geschichtlicher Tatsachen und der Türkenmauersage. Schloß Grünberg befand sich 10 *km* weiter südlich, oberhalb Pulsgau am Bacher (liegt jetzt in Trümmern), nie hier, und wurde allerdings am 18. oder 19. September 1532 von den Türken bestürmt (Steinwenter, S. Anmkg. 1). Ich führe dieses Durcheinander auch an, denn es hat alle Eigenschaften der richtigen, echten Sage und scheint sogar alt zu sein, denn der Erzähler hat es, als er selbst noch ein Kind war, also schon vor 50 Jahren, von seinem Vater gehört, der damals beifügte: „Zu jener Zeit als sich dies zutrug, war Marburg noch so groß wie heute (1860) Lembach (kleines Dorf am Fuße des Bachern; siehe Karte!) ist." Dieser Vergleich stimmt übrigens auch nicht. Lembach dürfte 1860 kaum mehr als 350 Ew. gehabt haben, hingegen Marburg zur Zeit der Türkenkriege ungefähr das Dreifache.

Nach alledem zu schließen, ist es nicht unmöglich, daß bis in die Zeit der Türkeneinfälle hinein auf der Poštella, wenn schon auch gerade kein Schloß oder eine Burg im Sinne der Burgenkunde, so doch irgendwelche Wohnbaulichkeiten bestanden haben mögen. Vielleicht sind diese irgendeinem osmanischen Angriffe zum Opfer gefallen. Hiefür spricht auch die Aussage des zweitältesten Mannes von Roßwein (Godec, 87 Jahre alt), der noch Mauerreste innerhalb der Umwallung gesehen haben will, doch konnte ich von keiner anderen Seite diesbezüglich eine Bestätigung erhalten. Heute ist keine Spur mehr von ehemaligen Mauerresten frei zu sehen.

Und ebensowenig ergaben die Grabungen des Jahres 1911 irgendwelche Anhaltspunkte für das ehemalige Vorhandensein solcher, wohl aber deren reichliche, von vorgeschichtlichen Siedelungen (Hüttenstätten). Berücksichtigt man nun die Vorliebe der slowenischen Volksseele zu dichten und zu fabulieren, welche allerdings durch die fortschreitende Kultur und dem damit am Lande immer schwieriger werdenden Kampf ums Dasein schon ganz bedeutend im Ausklingen begriffen ist, so liegt die Vermutung nahe, daß möglicherweise noch aus den Urtagen der ersten Slowenen eine, von diesen übernommene Überlieferung von einstiger Besiedelung hier oben vorliegt, die nach den Türkenkriegen von diesen neu belebt, neue Formen annahm, in welch letzteren sich heute noch die bestehenden Sagen aus der Türkenzeit, welche die Poštella zum Schauplatze haben, erkennen lassen.

Einige Wahrscheinlichkeit hat hingegen die folgende Überlieferung. Südöstlich am Hange gegen Roßwein soll dem Ringwall ehemals ein Mauerwerk, das Kreuzform hatte, vorgelagert gewesen sein. Innerhalb der beinahe 1 *km* messenden Umwallung des Kastells sollen sich während der Türkeneinfälle die Roßweiner samt ihrem Vieh geflüchtet haben. Das erwähnte Mauerwerk soll nun gewissermaßen als „Vorwerk" bei der Verteidigung gegen die Muselmanen, hingegen die Wallburg selbst zur nachhaltigen und letzten Verteidigung gedient haben, wozu sich letztere übrigens auch heute noch ganz vorzüglich eignen würde. Darauf deutet auch die teilweise gebräuchliche Benennuug des Ringwalles als „Türkenschanze" hin.

Windenau.

Auch dieser altbekannte Sagenort muß seine Türkensagen haben. Entsprechend dem „Schatzreichtum" dieser Gegend atmet sie natürlich Goldluft.

Die verlorene Kriegskasse.

Zwei bis drei türkische Soldaten geleiteten die osmanische Kriegskasse. Wie es kam, daß weiß Frau Sage nicht zu berichten: kurz und gut, sie verloren die Geldkiste. Ein Bauer von Nußdorf, der gerade mit seinem Wagen von Marburg heimfuhr, fand dieselbe bei Windenau, lud sie auf und brachte sie unbehelligt nach Hause. Doch dieses Geld brachte ihm kein Glück.

Die türkischen Soldaten aber sollen als Strafe für ihre Unachtsamkeit gehenkt worden sein.

„Alt"-Rotwein.

Die drei Bildstöcke, die heute ungefähr 1 bis 1·5 *km* nordöstlich vor dem jetzigen Dorfe, untereinander durch Fahrwege verbunden, mitten im Felde stehen, sollen jene Stelle bezeichnen, die das vortürkische Rotwein eingenommen hat. Besagter Karrenweg führt bis zum windischen Kalvarienberg und an seinem Fuße stand einst die sehr alte Kirche St. Kunigund, welche 1785 aufgelassen und abgetragen wurde. Heute ist keine Spur mehr von ihr wahrzunehmen. Und diese Kirche soll nun das westlichste Ende des vortürkischen Dorfes gebildet haben. Auch der Friedhof hätte sich dort befunden. (Die alte Ortschaft würde demnach beinahe 2·5 *km* Länge gemessen haben! — S. Karte.)

Die Osmanen hätten nun Alt-Rotwein zerstört, und das jetzige, 1·5 *km* lange Dorf sei dann später knapp am Fuße des Bacher wieder aufgebaut worden.

Tatsächlich soll man an diesem sagenhaften Platze auch jetzt noch stellenweise auf altes Mauerwerk (römisch?) stoßen und die „Sager-Graschitz-Kapelle" soll zum Teile aus solchen Fundsteinen erbaut worden sein. Eine weitere Anspielung auf diese Sage wäre auch die Kunde von einem unterirdischen Gang, der, vom Schloß Rotwein ausgehend, in der Nähe des jetzigen Friedhofes, also auf „vortürkischem" Rotweiner Gebiete, geendet haben soll. (S. Anmkg. 8.)

Der Ortsname Rotwein wird schon zur vortürkischen Zeit, 1100, das erstemal in Urkunden erwähnt (Zahn, Ortsnamenbuch, 1892). Von den Türken wurde es auch nachgewiesenermaßen eingeäschert.

Marburg.

Aus Marburgs türkenzeitlicher Vergangenheit sind folgende Sagen vom Belange. Inwiefern Dr. Adolf Bacherers Erzählung (1842) aus dem 16. Jahrhunderte, „Der Weinhändler", vielleicht auch auf Sage beruht, läßt sich heute wohl kaum mehr nachweisen.

Der mutige Jüngling, der Retter Marburgs.[9]

Vor 500 Jahren waren die Türken im Lande. In dieser schlimmen Zeit flüchteten die Landleute häufig in die Städte; denn diese waren damals von starken Mauern, tiefen Gräben und hohen Wällen umgeben. Ebenso auch Marburg.

Da kamen die Türken und wollten auch unsere Stadt erobern. Die Bewohner glaubten sich schon sicher, da sahen sie plötzlich zu ihrem Schrecken, daß sie vergessen hatten die Gräben mit Wasser zu füllen. Jetzt konnten sie es nimmer nachtragen, denn der Erbfeind stand bereitsvor den Toren. Niemand wagte sich mehr hinaus, um bei den drei Teichen die Schleußen zu öffnen, damit sich das Wasser in die Gräben ergieße. Endlich erbot sich ein mutiger Winzerbursche, dies zu tun. Man verkleidete ihn, so daß er einem Türken ähnelte, ließ ihn beim Stadttore im Westen hinaus, und nach fünf Minuten hatte er bei der ehemaligen Zwetschkenallee

[9] Aus der Sagensammlung der Marburger Schulen, vor ungefähr 30 Jahren zusammengestellte Handschrift. Konnte mir nicht Überzeugung verschaffen, daß diese Sage je veröffentlicht wurde. Herr Bürgerschuldirektor Philippek stellte sie mir zur Verfügung. Besten Dank!

die Schleußen erreicht. Unterdessen waren die Osmanen bereits an den Wällen. Als sie aber im Graben kein Wasser sahen, schritten sie allsogleich zum Sturme und sprangen in die trockenen Stadtgräben. Aber in demselben Augenblick ergoß sich eine gewaltige, brausende Wassermasse in die Gräben, füllte dieselben, und fast zwei Drittel aller Osmanen fand den Tod in den Wellen; die übrigen aber, durch den schrecklichen Tod ihrer Kameraden entmutigt, wagten keinen weiteren Angriff mehr auf die Stadt und zogen eilig ab, ohne den Bewohnern weiteres Leid zuzufügen.

So war Marburg durch den Mut des beherzten Winzerburschen vor dem sicheren Untergange gerettet, der von nun an hohes Ansehen bei jung und alt erlangte.

Nach einer anderen Fassung verbrachte an Stelle des mutigen Winzerburschen ein kaiserlicher Offizier, gebürtiger Marburger, mit einem Hilfstrupp die rettende Heldentat. Vielleicht steht diese mit dem Verfolgungszuge Katzianers in irgendeiner Verbindung? Jedenfalls ist eine dieser Sagen eine Variante von der anderen.

Die kühne Rettung.

Es war im Jahre 1532, als die Türken unter Soliman über Eisenstadt und Friedberg in die Steiermark einfielen und, die Gegenden von Grafendorf, Pichelsdorf, Gleisdorf verheerend, an Graz vorbei, gegen Marburg zogen. Die Märkte Wildon, Leibnitz, Ehrenhausen wurden in Brand gesteckt. Ein gleiches Schicksal drohte auch Marburg. Viele Familien flüchteten in die benachbarten Weingärten oder in die Wälder des Bacherngebirges und vergruben ihre Habseligkeiten in den Kellern.

Der junge Zimmermeister Predenig hatte im Turme der Stadtpfarrkirche den Glockenstuhl und ein Gerüst aufzustellen, um eine von Graz erwartete Glocke aufziehen zu können. Bei der herannahenden Türkengefahr befahl er seiner Frau, in Begleitung seines treuen Knechtes Wenski mit ihrem halbjährigen Kinde nach Maria Rast zu flüchten. Er selbst versprach nachzukommen, wenn die Gefahr vorüber, denn als treuer Bürger, Zimmermeister und Ratsmann dürfe er die Stadt in Zeiten der Not nicht im Stiche lassen. Und seine ängstliche Gattin dem treuen Knechte anempfehlend, begab er sich auf seinen Verteidigungsposten.

Doch die Angst vor der nahen Gefahr verwirrte die gute Frau so, daß sie ihre Reisevorkehrungen nicht schnell genug

beenden konnte, um noch rechtzeitig mit ihrem Kinde abzuziehen. Plötzlich hieß es: Die Türken kommen schon vom Leitersberg! Und bald darauf fielen auch schon vor den verrammelten Grazertoren, außerhalb der Stadtmauer, die ersten Schüsse. Zur Flucht war es nun zu spät.

„Wohin?“ rief die schreckensbleiche Frau. „Auf den Turm, dort sind wir sicher!“ Wenski fand dies bedenklich. Doch Frau Predenig nahm ihr Kind und eilte, alles zurücklassend, nur leicht bekleidet, nach dem Turme. Kaum konnte der Knecht ihr folgen. Im obersten Geschosse des Turmes, dem Glockenraume, angelangt, sank sie atemlos zu Boden. Der treue Wenski war an ihrer Seite. Schon entbrannte in der Stadt der Kampf.

Die Türken waren in diese eingedrungen. Bald stiegen schwarze Rauchwolken auf und mehrere Häuser standen in Flammen. Das Kampfgetümmel dauerte nicht lange. Die Türken, von der nacheilenden kaiserlichen Reiterei verfolgt, setzten in wilder Flucht über die Drau.

Unterdessen drang der Brand bis in die Nähe der Kirche. Wenski, der vom Turme aus die Türken fliehen sah, wollte nun hinab; doch schon auf den ersten Stufen schlugen ihm dichte Rauchwolken entgegen. Die Osmanen hatten also auch am Gotteshause Feuer gelegt und so stand denn auch der Turm jetzt in dichtem Qualme. Flucht schien unmöglich.

„Heiliger Gott!“ schrie die Frau des Zimmermannes, „wir sind verloren, wir müssen lebendig verbrennen“. Wenski kniete nieder und betete mit bebenden Lippen. Auch ihm däuchte Rettung unmöglich. Doch da kam ihm ein Gedanke; er sprang auf und rief: „In Gottes Namen! so müssen wir denn an der Außenseite des Turmes herab!“ — „Wie ist das möglich?“ entgegnete die Frau. — „Mit Gottes und der heiligsten Jungfrau Hilfe. Faßt nur Mut!“ erwiderte festen Glaubens Wenski. Fest befestigte er ein von einem Balken an der Außenseite des Turmes herabhängendes Seil, das zum Aufziehen der neuen Glocke vorbereitet war, stieg auf die Fensterbrüstung, faßte das Seil mit kräftiger Hand und sprach: „Nur mir nach!“ Das Weib zitterte vor Entsetzen. — „Nur schnell!“ rief Wenski ungeduldig. „Haltet mit einer Hand das Kind und mit der anderen meinen Hals fest umschlungen; setzt Euch auf meinen linken Arm, und wenn Euch schwindelt, so macht die Augen zu! Nur schnell!“ — Und so faßte er seine Gebieterin, stemmte sich mit dem linken Fuße an die Mauer, half mit dem rechten die Last

tragen und ließ sich, das Seil mit der rechten Hand fassend, nach und nach hinab.

Mit Entsetzen sahen die Leute, welche unten standen, diese schauerliche Gruppe am Seile herabgleiten, denn unter ihr züngelten schon die Flammen aus einem Turmfenster nach dem Seile. Da ertönte Wenskis Stimme aus der Höhe: „Zu Hilfe! Um Gottes willen, eine Leiter, ich kann nicht mehr!“ — Die Frau hing ohnmächtig an seinem Halse und zwischen ihnen das Kind. Eiligst brachte man zwei Feuerleitern und legte sie am Turme an. Mehrere Männer stiegen hinauf und nahmen mit ausgestreckten Armen die drei in Todesgefahr Schwebenden in Empfang. Die ohnmächtige Frau und ihr Kind wurden zur Pflege nach Hause gebracht. Der treue Knecht aber stürzte am Fuße der Leiter mit blutüberströmten Händen und gelähmten Armen, überwältigt von Schmerz und Anstrengung, zusammen.

Doch nach wenigen Tagen hatten sich alle erholt. Zum Danke für die aufopferungsvolle Errettung seiner Lieben erkor Predenig den mutigen Wenski zu seinem Mitmeister und bewirkte es, daß die Stadt demselben die Bürgerrechte verlieh.

Auch diese Sage durchklingt merkwürdigerweise das tätige, mitentscheidende Eingreifen der kaiserlichen Reiterei im letzten Stadium der Belagerung. Sollte doch etwas geschichtlich Wahres daran sein?

Kartschowin.

Die Türkenkapelle beim Berghof.

Geht man von Marburg über die „Drei Teiche“ in den Wienergraben, so überschreitet man beim „Berghof“ (oberhalb Marinschek) einen Sattel. Nahe diesem befindet sich linker Hand eine Kapelle, welche die Jahreszahl 1679 trägt. Sie soll bereits über 300 Jahre alt sein und an ihrer Stelle sollen „Katholiken“ von Türken erschlagen worden sein. Zum Gedächtnis an diese Bluttat wurde dann späterhin die Kapelle erbaut.

Maria Neustift zwischen Drann und Pulsgaubach.

Dieser Ort besitzt die sehr bekannte und häufig besuchte Wallfahrtskirche gleichen Namens. Ihr Gründungsjahr ist sagenhaft: (1230?) 1424. Sie bildete ehemals einen festen Tabor. An sie knüpft sich die

Wunderbare Errettung aus Türkennot.

Als die Osmanen, gerufen von den Fürsten von Kranichsfeld und Poštella, ins Land kamen, gelangte eine Schar, dem Klange der Türkengefahr kündenden Glocken folgend, bis in unmittelbare Nähe der Gnadenkirche von Maria Neustift. Die Mohammedaner beschlossen, die Kirche zu stürmen und auszuplündern. Doch es kam nicht zur Ausführung ihres gottlosen Vorhabens, denn plötzlich senkte sich ein dichter Nebel hernieder, der die Kirche ihren Blicken vollkommen entzog. So mußten denn die Mordbrenner unverrichteter Dinge abziehen. Und als sich der wunderwirkende Nebel wieder hob, war jene Seite des Gotteshauses, welche den Feinden zugekehrt war vollkommen schwarz, und so ist sie auch heute noch!

Diese Sage hat einige Ähnlichkeit mit der Türkensage von St. Johann bei Knittelfeld und jener vom Stifte und der Kirche Seckau; sie dürfte demnach als „Wandersage“ angesprochen werden.

C. An die Türkenzeit gemahnende Redensarten

sind heute noch gangbare Münze unter den Slowenen meines Gebietes. In ländlichen Erzählungen von Raufereien kommt oft der Vergleich vor: „Das Blut floß wie in den Türkenkriegen!“ Oder, um die Ungeduld zu beschwichtigen: „Es kommen ja noch nicht die Türken!“ „Die Türkennot ist ja noch nicht da!“ Schlimme Kinder werden oft mit: „Ruhig, sonst holt dich der Harumbascha!“ zur Ruhe gemahnt. — „Turski bascha“ und „Harumbascha“ wird aber auch als Schimpf- und letzteres auch als Spottwort für Kinder gebraucht, die mit krummen Beinen, „gleich den türkischen Krummsäbeln“, gesegnet sind. Allerdings sei hier beigefügt, daß der Okkupationsfeldzug viele Türkenerinnerungen wieder auffrischte und ihnen neue Formen gab.

D. Türkenblut in der slowenischen Bevölkerung.

Auch dieses Bewußtsein lebt noch in ihr fort: „Aus der Türkenzeit ist's her, daß die „Poljanzen“ (richtiger „Polanci“), und zwar am Draufelde die „Dravski polanci“ Türkenblut in sich haben. Und die Spehagen, das sind die Schweinehändler und -züchter des Draufeldes, werden geradezu als

„Türken“ bezeichnet. Die mutmaßliche Abstammung der Slowenen mit Namen wie Mustafa, Čelofiga[10], Turk — von den Türken, ist ihnen als „unumstößliche Tatsache“ auch heute noch voll bewußt und wird insbesondere Goritzen, 3 *km* südlich Kranichfelds, als „türkisch“ angesehen. Jelen, ein alter 1866-Veteran, will sogar bei einem Durchmarsche in Kostreinitz bei einem „Türken“ (Türkenstämmling?) übernachtet haben.

Diese Ansichten und Überlieferungen beruhen vorzüglich auf der bekannten Tatsache (Mayer: Gesch. der Steiermark), daß unter Ferdinand I. im 16. Jahrhunderte Uskokenansiedlungen — unter anderen am östlichen Abhange des Bacher und auf dem Pettauer Felde — entstanden. Puff führt diese noch als ethnographische Merkwürdigkeiten an, und zwar namentlich die Ortschaften, die von Kranichsfelder und Schleinitzer Pfarrinsassen bewohnt werden. Insbesondere sind Skoggen, Rogeis (uskokische Zuzügler, ebenso auch das früher erwähnte Goritzen) und Ober-Kötsch derartige Ansiedlungen. Doch die charakteristischen Wassertümpel inmitten des Ortes, die Puff noch vor fünfzig Jahren gesehen hat, sind verschwunden; der Rogeiser natürliche Teich kann als solcher wohl nicht angesprochen werden. Allerdings trifft man auch heute noch Menschentypen, die einigermaßen an uskokisch-serbische Abstammung gemahnen, Rassenrückschläge, und nur wenig mit dem Äußeren des Durchschnittslowenen gemeinsam haben.

Um Anhaltspunkte über die heutige Verbreitung der „Türkennamen“ zu erlangen, habe ich mir die Mühe auferlegt, die diesbezüglich zuverlässigste und übersichtlichste Quelle, die Stellungsoperate des k. u. k. Ergänzungsbezirkes Nr. 47[11], im besonderen jene der Bezirkshauptmannschaft Marburg, und zwar die zehn Geburtsjahrgänge 1876 bis einschließlich 1885, nach jenen Namen zu durchsuchen, deren Träger vermutlich von türkischen, uskokischen und serbischen Ureltern abstammen und kam zu folgendem Ergebnisse, welches in nachstehender Tabelle festgelegt ist.

Die Namen Begh, Bogme, Čatorić, Kara, Karadžija, Kirić, Kristović, Kidrić, Mikolić, Milosić, Pasić, Smigoč, Skok, Šok (Uskok), Šegula, Vajda (Woywod) kommen in meinem en-

[10] Kann im besonderen nicht ernst genommen werden: čelo = Stirne, figa = Feige (Feigenbaum); also etwa „Stirnfeige!“ — ? —

[11] Dem k. u. k. Erg.-Bez.-Kdo. Nr. 47 für die Ermöglichung dieser Nachforschung meinen besten Dank!

Tabelle zu „Türkenblut in der slowenischen Bevölkerung“.

Die Träger des Namens	Sind heimatberechtigt in den Gerichtsbezirken: Marburg (gelegen: im engeren Forschungsgebiete in den Gemeinden: Skoggen, Jeschenzen, Goritzen, Schleinitz, Podova, Kranichsfeld, Rogeis, St. Margareten, Lendorf, Pickerndorf, Rottenberg, Freiheim a. Bach, Laporje, Stopno, Verholle, Petschke, Pulsgau, Gabernigg, Kerschbach, Pöltschach); Windisch-Feistritz (gelegen: bereits außerhalb desselb.); Marburg (St. Peter, St. Georgen, Täuhling); St. Leonhard (der weiteren Umgebung von St. Leonhard W.-B.: nächsten, ost-Lichen, südost-Lichen, nord-Lichen; Umgebung von St. Barbara W.-B.); Wd.-Ftz. (Döschna, Jellowetz)	Namenweise Summe
Bezjak (Wesi–, Vesi–) serb.	3 . . 1 1 . . . . . 1 . . . . . 3 4 1 2 6 1	33
Čelofiga . . . . . ?	. . 3 . . 2 . . . . . 1	9
Horvat . . . . . kroat.	. 1 . . . . 2	20
Lah . . . . . serb.	. . 1 1 2 2 . 2 . . . . 1 . . . . 2 4	15
Lasić . serbo-kroat. (uskok.)	. . . . 2 1	3
Oman (Os—) . . . . türk.	. . . . 2 2 . . 1 .	6
Sagadin (Sago—) . . uskok.	3 1 2 . . . . 3 . . . 1 1 3 2 . 1	17
Šalamun (Scha—, Suleiman) türk.	. . . . 2 . 3 . . . . . 1 . . . . . 2 . 1 2 .	14
Turk (Turck, Turkuš) türk.	. . . . . 3	3
Ortsweise Summe . .	3 5 6 1 4 8 1 14 2 1 1 1 2 6 2 4 4 1 3 4 4 2 4 6 11 5 4 9 1 1	120

geren Forschungsgebiete nur mehr selten vor. Desgleichen auch Hasenmali (Hassanmali, Hassan-Ali ?), Murat, Mustafa, die ich aber, ebenso wie Oman, Salamun, Turk (Turek), in der Pettauer Gegend vorfand, und fielen mir auch heute noch die (Dr. Biedermann: „Serbenansiedlungen", Mitt. d. h. V. f. Steiermark, XXXI) an mongolische (?) Abstammung erinnernden Rasseverhältnisse in der Pfarre Haidin nächst Pettau auf.

Daraus ersieht man zur Genüge, wie weitverbreitet viele dieser Namen bereits sind. Das Jahr 1782, vorzüglich aber die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts — die beginnende Freizügigkeit der Landbevölkerung — dürfte es mit sich gebracht haben, daß die „Türken- und Uskokennester" und mit ihnen verschiedene ethnographische Eigentümlichkeiten, von denen ältere Historiographen noch mit Vorliebe sprechen, aufgehört haben, in erwähnenswerten Maßen zu bestehen. Allerdings ist es immerhin noch auffallend genug, daß die „Türkennamen" sich auch heute noch auf jene größeren Gebiete beschränken, die zur Türkenzeit als Durchzugsgebiete osmanischer Heere in Betracht kamen. So häufen sich die Türken- und Uskokennamen vorzüglich im Pettauerfelde, in den Gegenden nachweisbarer Uskokenansiedlungen und um St. Leonhard und St. Barbara in den Wind. Büheln, hingegen kommen derartige Namen innerhalb der Bezirkshauptmannschaft Marburg in Gegenden, die keine türkischen Durchzugsgebiete waren, beziehungsweise Uskokenansiedlungen enthielten, zum Beispiel der westliche Teil der Wind. Büheln und der Poßruck, auch heute gar nicht vor — vereinzelte Fälle immer ausgenommen, welche die Lösung der Erwerbsfrage einzelner mit sich bringt. Daraus geht deutlich hervor, daß der Slowene unserer Steiermark seine engere Heimat liebt und — wenn auch „wandert" — so doch nicht weit hinweg vom Sitze seiner Väter.[12]

Im allgemeinen haben die Slowenen gerade im Pettauerfelde am meisten ihre Stammesreinheit — wenn man von einer solchen heutzutage überhaupt noch sprechen kann — verloren, denn nicht nur uskokisch-serbischer, kroatischer, deutscher, sondern auch vereinzelt italienischer und magyarischer Einschlag ist nachweisbar. Die Verbrecherstatistik gibt weitere Anhaltspunkte. Der Hang zu stark sinnlicher Lust ist gewiß auf balkanischen oder asiatischen Ursprung — allerdings nicht gerade auf „osmanischen Rasseneinschlag" — zurückzuführen; betrachtet man aber die gerade am Pettauerfelde häufigen Mordtaten, so kommt man mitunter zum Glauben, noch reines Janitscharenblut vor sich zu haben, doch gleichbedeutend mit diesen ist der — Alkohol, was auch schon Puff 1850 zum Schaden der Slowenen, deren Grundzug zweifellos ein guter, verträglicher Charakter ist, anführt. Daß vereinzelt auch reines Türkenblut in jenen Zeiten in die Bevölkerung kam, ist als gewiß anzunehmen und schon genügend erörtert worden. — Die Bacherianzen — richtiger Pohorzani, Pohorci — haben als wenig zugängliche Bergbewohner ihre Stammesreinheit auch heute noch am meisten bewahrt.

[12] Für Ethnographen, Philologen und Geschichtsforscher wäre es eine dankbare Aufgabe, unter Zugrundelegung eines größeren Materiales — Stellungsoperate der Erg.-Bez.-Kden. Nr. 47 und 87, Marburg, Cilli — dieses Sondergebiet der Forschung einer gründlichen Verarbeitung zu unterziehen!

Jedenfalls aber waren es — vom Gesichtspunkte meines engeren Sagengebietes betrachtet — die slowenischen Stämme der Dravski polanci und der Pohorzani sowie die Deutschen Marburgs und der Umgebung, welche, durch Jahrhunderte sozusagen Grenznachbarn der Türken, Hab und Gut, Blut und Leben in diesen steten Kämpfen mit dem Erbfeinde opferten, und im besonderen waren es gerade die Slowenen des Unterlandes, welche in dieser ewigen Not treu mit den Deutschen im Bunde blieben und all die Bitternisse teilten, die der Halbmond über unsere Lande brachte.

II. Die Franzosenzeit.

Denselben Platz, der der Geschichte bei den Türkeneinfällen eingeräumt wurde, weise ich ihr nun auch bei diesem Kapitel zu: eine Skizze lokaler, historischer Ereignisse innerhalb meines Gebietes.

A. Geschichtliche Merktafel.

1794 marschierten die ersten gefangenen Franzosen durch Marburg nach Pettau.

1797 sah Marburg die ersten französischen Streifkorps. Der Präliminarfriede von Leoben führte die Feinde zwar wieder aus dem Lande, doch große Einquartierungen (26., 27., 29. April insgesamt 35.000 Mann) waren die Folge. Übrigens hielten sie gute Mannszucht.

1805 erhielt Marmont nach der unglücklichen Schlacht von Austerlitz den Auftrag, die Steiermark zu besetzen, und damit war diese der französischen Soldateska ausgeliefert. Von Laibach aus schob General Massena Truppen bis Cilli und Marburg vor. In unserer Stadt schlugen die Franzosen ihr Hauptquartier in der Kärntnervorstadt auf. Der Preßburger Friede schaffte die unbequemen Gäste endlich aus der Mark. Noch Mitte Jänner 1806 verlangten die Abziehenden „als Erkenntlichkeit für das gute Benehmen der Truppen" große Geldsummen.

In das Jahr 1808 fällt die Gründung der österreichischen Landwehr durch Erzherzog Karl, die in ganz Steiermark begeisterte Aufnahme fand. Der damalige Marburger Kreis stellte zwei Bataillone auf.

1809 brachte wieder schwere Franzosensorgen. Aus Kärnten und Krain zogen die französischen Heere in Untersteier ein. Am 30. April kamen die ersten gefangenen französischen Offiziere durch Marburg und vier Wochen später, am 24. Mai, quartierten sich 15.000 Mann der feindlichen Armee, aus Kärnten heranrückend, auf einige Tage in unserer Stadt ein. Am 5. Juni vollführte der österreichische Dragonerkorporal Karlik mit zwei Gemeinen seine allbekannte Heldentat am Burg- und Domplatze. Ein Denkmal auf letzterem Platze erinnert an sie. Am 5. Juli trafen 100 gefangene Franzosen aus Obersteier in unserer Stadt ein. Auch weiterhin hatte damals Marburg und seine Umgebung durch die französichen Durchmärsche und Kontributionen — 30. Juli von Kärnten her, 24. und 25. August von Graz her nach Kärnten — viel zu leiden. Endlich am 10. Jänner 1810 verließen die letzten Franzmänner die Draustadt.

An kriegerischen Lokalereignissen seien erwähnt, der Angriff der Kaiserlichen auf einen Trupp Franzosen bei Kötsch und Schleinitz am 7. Juni. Letztere wurden geschlagen und bis Marburg verfolgt. Zwei Tage darauf wurden die in unserer Stadt befindlichen Feinde von österreichischen Dragonern gefangen genommen. Winzige Lichtpunkte in dieser traurigen Zeit.

Am 13. Februar 1910 ward die brave österreichische Landwehr aus ihrem Dienste entlassen. Am selben Tage erkrankte Ludwig Bonaparte, König von Holland, und lag längere Zeit im Gasthause „zum Löwen" in der Kärntnervorstadt im Krankenbette.

Wie die Franzosen wirtschafteten, ist im großen ganzen festgelegt (Mayer: Steiermark im Franzosenzeitalter). Demnach teile ich hier nur das mit, was in der Bevölkerung aus jenen trüben Zeiten noch durch mündliche Familienüberlieferungen erhalten blieb. Die Väter und Großväter meiner Volksquellen haben es selbst erlebt und mit den Urenkeln und Enkeln, durchwegs Leute von 50, vorzüglich aber 60 und mehr Jahren — stirbt's aus!

B. Die Überlieferungen.

Kürzere Überlieferungen.

können auch als Beitrag zur Allgemeincharakteristik der Franzosenzeit unserer Mark aufgefaßt werden.

Gerade so wie zur Türkenzeit, flüchteten auch vor dem Herannahen der Franzosen die Weiber, Kinder, vielfach auch die Männer, in die Wälder des Bacher.

Die Pfarrer entfesselten im Jahre 1809 den patriotischen Furor von der Kanzel aus und predigten, man solle jeden Franzosen, dessen man habhaft werden könne, erschlagen. Daß die arme, damals häufig schutzlos dem Feinde preisgegebene Landbevölkerung, die durch die ewigen Einquartierungen, Kontributionen und allen möglichen anderen, oft mit Gewaltanwendung erpreßten Leistungen diese Mahnungen der Seelenhirten nur allzugut befolgte, berichtet zur Genüge die Geschichte und die Überlieferung über solche „Franzosenmorde". Diese folgen gesammelt am Schlusse des vorliegenden Unterabschnittes.

Napoleon wird in Kötsch der Ausspruch in den Mund gelegt: „Wer von meinen Leuten desertiert, der kann umgebracht werden!"

Geschichtlich ist es ja auch festgelegt, daß gerade die Deserteure und Marodeure, vorzüglich nach dem Abziehen der französischen Truppen, die Gegenden unsicher machten und Greueltaten verübten. Den von den Franzosen (Württembergern üblen Grazer Angedenkens) assentierten und wieder desertierten Österreichern werden durchwegs nur Schlechtigkeiten nachgesagt.

In einigen unserer Gegenden hat übrigens das persönliche Verhalten der französischen Soldaten einen guten Eindruck hinterlassen. So in Unter-Kötsch, in Marburg Macdonalds Korps 1809 und am Südbachern. Auch Puff spricht sich in diesem Sinne aus.

In Ober-Kötsch leben sie sogar noch, soweit sie in Truppenverbänden auftraten, als „gute Leute“ fort; einzelne Plünderer werden auch hier zugegeben. Im erstgenannten Unter-Kötsch besteht allerdings auch noch eine ganz gegenteilige Ansicht!

In Gegenden am Bachern (Gemeinde Zmolnig) ist der Glaube verbreitet, daß die Syphilis erst durch die Franzoseninvasionen in Steiermark eingeschleppt worden sei. Vielleicht ist die Bezeichnung dieser Krankheit mit „Franzosenseuche“, die dem Ende des 15. Jahrhunderts entstammt, hier erst sehr spät in der bäuerlichen Bevölkerung bekannt geworden und hat dadurch zur Enstehung dieser irrigen Ansicht Anlaß gegeben.

Umfangreichere Überlieferungen bringen die nun folgenden, ortsweise geordneten Berichte aus dem Volke.

Schleinitz.

Wüten der Franzosen dortselbst im Jahre 1809.

Um die Auslieferung von Wertgegenständen rascher zu erreichen, zeigten die Soldaten der „großen Armee“ den Bauern ihre Beute: Uhren . . . . ja selbst Ringe, die noch an den abgeschnittenen Fingern der Opfer ihrer Beutegier steckten! . . . . klingt wie Türkensage!

Der Großvater der Frau Komauer, Franz Pungartnik, und sein Bruder Jakob hatten im Bachern oberhalb Schleinitz Holz auf ihren Wagen geladen, um es zu Tale zu führen, und gelangten eben zu den ersten Weinbergen, als auch schon die Franzmänner erschienen. Diese sprengten nun einfach das nächste Weingarthaus auf, plünderten und tranken Wein nach Herzenslust. Die beiden Bauern wurden angehalten; diese waren gerade richtige Objekte, sich einen guten Witz zu gestatten, allerdings ein Ausfluß mangelnden Gemütes roher Soldateska: Franz und Jakob wurden hingelegt und mit den Söchtern schütteten nun die französischen „Helden“ den wehrlosen Bauern den Wein in den Mund. Doch die beiden Brüder waren schlauer als ihre Peiniger, schluckten den Wein nicht, sondern ließen ihn seitwärts des Mundes abrinnen.

Und als die Franzosen abzogen, da traf die Schleinitzer das Ärgste. Ihr letztes, ihre Pferde und Fuhrwerke wurden zum Vorspanndienste requiriert, und da mußten die armen Bauern so lange Dienst leisten, bis ihre Pferde zusammenbrachen. Erst dann waren sie entlassen.

Unter-Kötsch.

Besonders zahlreich sind die Franzosenerinnerungen noch in Kötsch erhalten.

Einquartierungen:

Im Sarnicschen Hause war 1809 so viel französisches Militär untergebracht, daß alle Räume, selbst der Dachboden, bis aufs letzte Plätzchen belegt waren.

Ähnlich war's in der Wornikschen Mühle. Der Vater des Erzählers, damals ein sechsjähriger Junge, mußte stets bei allen den Franzosen im Hause verabreichten Mahlzeiten mitspeisen, denn diese argwöhnten, es sei alles vergiftet.

Die Kötscher hatten damals all ihre Wertsachen in den Kellern vergraben. Eifrig suchten die Feinde darnach, doch sollen sie nichts gefunden haben.

Und als die Fremden abzogen, trieben sie alles erreichbare Vieh mit sich, nur die Kühe ließen sie den Bauern im Stalle.

Doch nicht immer machten die Kötscher trübe Erfahrungen mit den napoleonischen Wehrmännern. Kommt da ein französischer Reiter zu einem Hofe und verlangt: „Opsa! Opsa!“ Die alte Bäuerin — ihr Mann war nicht daheim — hatte Angst, es könnte ihr an den Kragen gehen, wenn sie das Gebot des Franzmannes nicht erfülle, stutzt einen Augenblick — der Franzose wiederholt sein „Opsa! Opsa!“ — fängt aber dann an zu tanzen und tanzt so lange darauf los, als ihre alten Beine es nur zulassen. Doch nochmals spricht der Reiter sein geheimnisvolles „Opsa“. Die Bäuerin glaubt nun, ihm die Sache nicht richtig vorzumachen, und holt ihre junge Tochter, denn diese kann ja besser tanzen und springen. Und wieder ruft der Franzose sein rätselhaftes „Opsa!“ Da gibt nun auch das Dirndl eine regelrechte Soloballettvorstellung. Doch der fremde Reitersmann ist auch damit nicht zufrieden und sagt immer nur „Opsa“. Da klärt sich endlich die Sache auf; der slowenisch radebrechende Franzose meinte: „Ovsa“, das ist auf deutsch: Hafer — für sein Pferd; die Bauersleute legten sich aber sein „Opsa“ als „Hopsa“ zurecht und dieses Mißverständnis verschuldete nun den angstbeflügelten „Tanz ums Leben!“

Ein witziger Mann war der alte Habiančič in Kötsch, seines Berufes „Sauschneider“. Sein Haus stand damals gegenüber dem heutigen Postamte. Er bekam Einquartierung. Den Franzosen war es zu kalt. Sie verlanggten „Ein-

heizen". Habiančič entfernte sich, anscheinend das Gebot zu erfüllen, denn der Kachelofen war von der Küche aus zu heizen. Den Franzosen war es noch immer zu kalt und sie wiederholten ihr Verlangen. Habiančič führte nun einen der Unzufriedenen zur Ofentüre und läßt ihn selbst sich überzeugen. Dieser wirft einen Blick in den Ofen; es brennt darin. Das genügt ihm. Aber warm wurde es dennoch nicht, denn Habiančič stellte nur einige angezündete Kerzen in das Innerste des Ofens. Die gaben wohl Licht, aber keine Wärme. Dem Franzosen aber, der nur oberflächlich hineingesehen hatte, täuschten sie allerdings dennoch ein wärmendes Feuer vor.

Wenig rühmlich ist das Andenken, das hinterlassen hat die brave

Österreichisch-steirische Landwehr:

Diese war bereits gebildet, doch als die Franzosen kamen, zogen sich die Landwehrmänner alsogleich in Zivil um und mischten sich, um unerkannt zu bleiben, teils unter die Knechte und die übrige Bevölkerung, teils versteckten sie sich sogar vor den Blicken der Fremden, denn diese frugen immer: „Wo ist die Landwehr?"

Damals entstanden auch Spottlieder über diese patriotische Einrichtung, die doch mehr als einmal rühmlich, ja heldenhaft ihre Feuertaufe bestand. So sang man damals in den Gasthäusern in Kötsch folgendes Lied, dessen Melodie sich eng an den Marschtakt lehnt und von Trommelschlag begleitet war:

Turumturum, turumtumtumtum,
Daß die hinteri Zottln nachkomma kann.
G'holts auf, g'holts auf den Hirsch[13] und Prein,
Landwehr wird komman, wird hungarig sein.
G'holts auf, g'holts auf den Funferwein,
Landwehr wird komma, wird durstig sein.
Turumturum, turumtumtumtum,
Daß die hinteri Zottln nachkomma kann.

Der alte Wornik, dem ich diesen Bericht verdanke, hat in seiner Jugend dieses Lied beim Becherklang noch selbst mitgesungen.

Hiezu sei bemerkt, daß ja die österreichische Landwehr dem Kaiser der Franzosen tatsächlich ein Dorn im Auge war.

[13] Hirsch = mundartlich „Hirse".

Daß hier die österreichische Landwehr mit „Zottln" benannt wurde, beruht jedenfalls auf ihrer, hauptsächlich während einer längeren Kampagne mitunter sehr mangelhaft gewordenen Kleidung und Ausrüstung. Allerdings scheint man ihr damit — ungerechterweise — auch einen moralischen Mangel nachgesagt zu haben. Die Geschichtsquellwerke beleuchten übrigens zur Genüge die diesbezüglichen Allgemeinverhältnisse.

Gesammelt folgt nun jener Teil der Kötscher Berichte, die entweder ganz oder zum Teile geschichtlich wertlos sind und Ereignisse durcheinander erzählen, die so ziemlich allen Franzosenzügen — 1797 bis 1813 — angehören können und sogar die französische Kaiserin selbst auftreten lassen. Sie sollen sich alle 1809 zugetragen haben.

1809 sind die Franzosen auf ihrem Zuge nach Rußland (!) drei Tage lang durch Kötsch marschiert. Sie hatten ihre Tornister mit gestohlenem und geraubtem Gelde vollgefüllt.

Der damalige Bürgermeister von Kötsch, Johann Koschuch, organisierte sich zu seinem Schutze eine „Leibgarde" von sieben Mann, die, Feuerwehrhelme am Haupte, sein Haus bewachten. Sie waren schon betrunken und schossen auf die französische Armee. Am Ende derselben fuhr die französische Kaisererin im offenen Wagen. Schon von weitem winkte sie Koschuchs Garde mit ihrem Taschentuche entgegen, damit sie ihre Schießerei einstellen möge. Doch diese ließ sich von ihrem Treiben nicht abhalten. Schließlich endeten die sieben unter dem Blei der Franzosen ihr Leben.

Vielleicht handelt es sich in „Koschuchs Garde" um eine ähnliche Einrichtung wie jene der Grazer Bürgerwehr zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Koschuchs Grabstein befindet sich jetzt an der Nordseite der Kötscher Kirche; er starb 1835, 67 Jahre alt.

Auch vom russischen Winterfeldzug Napoleons geht hier noch so manches um.

So fuhren auf ihrem Rückzuge volltrunkene Franzmänner 1812 (!) vierspännig durch Kötsch und sollen im Rausche alle drei Gemeindewächter des Dorfes erschossen haben.

Napoleons Rettung aus dem brennenden Moskau wird ganz phantastisch geschildert. Ein Bauer war sein edler Retter. Der große Korse mußte sich auf einen Mistwagen legen, wurde vollkommen mit Dünger zugedeckt und aus der Stadt geführt. Nur durch diese Edeltat des einfachen Landmannes entging er der russischen Gefangenschaft.

Gemeinde Slemen.

Als 1809 ein Teil der französischen Armee durch das Drautal gegen Marburg rückte, erschien bei einem Bauern oberhalb des Feldbachers (linkes Drauufer, an der Reichsstraße nächst Schloß Wildhaus) eine feindliche Patrouille und verlangte ungestüm Nahrungsmittel: sie requirierte auf eigene Faust.Der Bauer wehrte sich gegen dieses Ansinnen. Darüber erzürnt, stieß ein franzmännischer „Held" dem armen Bauern das Bajonett in den Bauch, so daß durch eine gräßliche Wunde der Mageninhalt hervorquoll. Der Landmann hatte erst kurz vorher Linsen zu Mittag gegessen. Es klingt tragikomisch; der Bemitleidenswerte fand, als er des gerade erst Genossenen ansichtig wurde, seiner Frau gegenüber keine anderen Worte, als: „Leče so ži tou" d. h. die Linsen sind schon da!

Gemeinden Leitersberg und Kartschowin.

Besichtigenswert ist die Girstmaiersche Weingartrealität, Haus Nr. 315, im Potschkau. Erbaut als Rauchstubenhaus im Jahre 1608, ist dieses derzeitige Herrenhaus in seiner Ursprünglichkeit, wenn man von der mittlerweile zur Herdküche gewordenen Rauchstube absieht, unverändert erhalten geblieben. Die untere Winzerei entstammt dem Jahre 1537 — seither restauriert — die obere dem Jahre 1745, sie wurde seither durch Blitzschlag eingeäschert; an ihrer Stelle jetzt die Wetterschießstation. Der ganze Besitz vererbte sich aus dem Eigentume der Familie Fleiß — nachweisbar eines der ältesten Marburger Patriziergeschlechter, das 1830 im Mannesstamme erlosch und vordem über 300 Jahre in unserer Stadt ansässig war — durch Heirat in jene der Girstmaier. Das Herrenhaus ist vielleicht das ältes te im ganzen Bezirke. Das Innere desselben gleicht einem Museum. Mit nicht genug lobenswertem Verständnisse hegt und pflegt sein jetziger Besitzer, Herr Franz Girstmaier, das gesamte Inventar.

Das Fleißsche Haus hat alle französischen Nöte mitgemacht. 1809 sah es 200 Franzosen in seinen Balken — denn es ist ein Blockhaus. Die damalige Eigentümerin, Frau Aloisia Fleiß, geborne Remitz, legte noch im selben Jahre, also noch unter dem frischen Eindrucke der Taten der franzmännischen Soldateska stehend, diese Einquartierung in Versen fest. Eingerahmt ist dieses Geschichtsdokument noch heute zu sehen; sein Text lautet wörtlich:

Den 27ten May 809, waren über 200 Franzosen da im Zimmer
Sprengten die Thüren auß, zerhakten die Tisch und Kasten in Drümmer.
Auch zerspalten sie die Kelerthür und giengen Brusch[14] hinein
Verschiten und sauften 15 Eimer aus, und waschten Salat mit Wein
Dann wollten sie aus Übermuth ein volles 45. Emrigs-Faß zerhacken
Wir gaben 20 Thaler mit der Bitte sie sollens verschonen und nicht anpaken
Sie stallen den Weinzödlleuten[15] all' ihr Gwand
Das ist vor Franzosen eine wahre Schimpf und Schand
Der Krieger soll mit wahren Krieger streiten
Und nicht mit solchen armen Bettlleuten
Gott der das Unrecht zur Zeit weis zu bestrafen
Der wird auch segnen unsere gerechten Wafen
Er wohle Österreichs Krieger zu Muthe lenken
Und uns bald den wahren Frieden schenken
Dann wollten voll gutes Muthes seyn,
Und trinken ein gutes Gläschen Wein.

Aus allen Zeilen zittert noch die innere Erregung nach, die die Schreiberin in jenen schweren Tagen empfunden haben mag.

Ebenso wie im damals desgleichen Fleißschen Herrenhause in Radisell am Bacher, zeichneten sich die gallischen Krieger auch hier mit einem mutwilligen Schuß gegen die Zimmertür aus. Die Kugel drang durch das Fenster; die Scheibe wurde dadurch tausendfach angesprengt und gesplittert, ohne jedoch herauszufallen, die Türe von ihr durchbohrt. Das Loch ist heute noch zu sehen; das Geschoß wurde erst vor wenigen Jahren von Einbrechern geraubt; die ursprüngliche Fensterscheibe ward als Franzosenreliquie mit Papier überklebt, zusammengehalten, und fiel erst vor 16 Jahren einer Unvorsichtigkeit endgültig zum Opfer.

Noch lebt das Andenken an jene brave, alte Köchin fort, die, in der Familie Fleiß dienend, alle französischen Einquartierungen der Jahre 1797 bis 1809 miterlebte. Im Laufe dieser Zeit gelang es der einfachen Person ohne Mühe, soviel der fremden Sprache zu erlernen, um sich mit den gallischen Gästen in deren Mutterlauten hinreichend verständigen zu können.

3000 Schritte weiter südlich steht an der Stadtgrenze Marburgs gegen Kartschovin, nächst der Reichsstraße, das jedenfalls auch sehr alte Gasthaus „zur Taferne". Anno 9 soll Macdonald dort sein Hauptquartier aufgeschlagen haben. Bevor die Franzosen abzogen, gravierte ein Franzmann in der Sprache seiner Heimat ein regelrechtes Attest in den

[14] Brusch = soviel wie: „ungestüm".
[15] Weinzödlleuten = alte Form von: „Winzerleuten".

damals dort stehenden, weißgeäderten Marmortisch, des Sinnes, daß die Gäste in der Taferne gut aufgehoben waren und sich sehr wohl befanden. Späterhin erstand diesen Tisch mit der Denkschrift Herr Franz Girstmaier bei einer Versteigerung. Die Inschrift wurde aber leider durch die unbesonnene Geschäftig- und Verständnislosigkeit eines Steinmetzes beseitigt. Dieser Franzosentisch steht heute im Schmidererschen Weingarten an ebenderselben Reichsstraße.

Einöd bei Kapfenberg.

In übelster Erinnerung stehen die Franzosen in Obersteier. Der Großvater der Frau des Jägers Marčič, Anton Pratterer, besaß damals ein Hammerwerk in Einöd bei Kapfenberg im Mürztale. Da gab es große Einquartierung. Dort und in Kapfenberg raubten die fremden Soldaten alles aus; Hühner und Enten wurden aus reinem Mutwillen geköpft und das Hammerwerk setzten sie aus demselben Grunde durch sinnloses Öffnen der Schleuße in Tätigkeit. Die Offiziere ließen sich den Wein aus dem Keller — Pratterer hatte damals zwei Keller voll Luttenberger — vorerst zum Kosten vorsetzen und wählten dann den besten; doch bekamen sie nichts mehr. Die Mannschaft hatte sich bereits im Keller festgesetzt und stellte sogar Wachen auf, damit sie niemand im Zechen störe. Was nicht verzehrt und geraubt wurde, entführten sie bis auf das letzte Haferkorn ins französische Lager.

Und was der arme Pratterer nicht durch die Franzosen verlor, um das betrog ihn ein Landsmann. Die Bevölkerung beschwerte sich ob des rücksichtslosen Raubens der Truppen beim französischen General. Dieser ließ ihnen nun über ihre — im Guten oder Bösen — geleisteten Dienste Quittungen mit der Anweisung ausstellen, sich das Geld in Graz bei der Landesadministration zu holen. Pratterer übergab seine, auf 2000 fl. lautende Anweisung einem gewissen Amon zur Einlösung. Amon ging. Doch weder diesen noch das Geld sah der Gewerke jemals wieder.

Marčič behauptet, diese Vorfälle hätten sich 1808 ereignet. Vielleicht trifft 1809 zu: Eugen Beauharnais Marsch durchs Mürztal nach Wien. Wahrscheinlich dürfte das Jahr 1805 in Betracht kommen, denn damals war Kapfenberg und wohl auch das nahe Einöd durch die häufigen Requisitionen erschöpft.

Franzosenmorde.

An diese gemahnen heute noch vielfach Buß- und Erinnerungskreuze und -bildstöcke.

Pivola: Zu einer Bäuerin, deren Eigentum damals jenes Gehöfte war, das jetzt dem letzten Gemeindevorsteher Pivola-Rekas gehört, kamen zwei Franzosen mit dem Verlangen, ihnen Essen und Getränke zu verabreichen. Die Bäuerin sagte, sie habe nur Essig im Keller; diesen kosteten sie und verschmähten ihn. Mittlerweile aber scharten sich schon einige Roßweiner Bauern zusammen, und kaum daß die Franzmänner von ihrer Kostprobe zurückkehrten, waren sie auch schon erschlagen.

Sie sollen im jetzt Hausampacherschen Walde nächst dem Mlakerschen Waldbesitze begraben worden sein.

Kötsch: Wo der Fahrweg von Unter- nach Oberkötsch abzweigt, steht auf einer kleinen Erhebung ein wohlgepflegtes, im Grundrisse dreieckiges Bildstöckl. Es ist zur Sühne errichtet worden. Unter jeder Ecke soll je ein höherer französischer Offizier begraben liegen, welche damals von zwei Bauern ermordet und ihrer Barschaft beraubt wurden.

Ein anderes derartiges, aber schmuckloseres Sühnkreuz aus Holz befindet sich, angelehnt am Zaune einer Keusche, linker Hand der Bezirksstraße Kötsch—Roßwein. Der damalige Besitzer dieses Häuschens soll an dieser Stelle einem Franzmann das Lebenslicht ausgeblasen haben.

Schleinitz: Hinter Schleinitz liegen einige größere Teiche. Wenn diese sprechen könnten, so würde gewiß das Schicksal vieler Franzosen offenbar, die hier unter nervigen Bauernfäusten ein schmachvolles Plündererdasein beendeten.

Kamen da beispielsweise zwei „Napoleoniden“ zum Bauern Špure, dem Großvater seines heute noch lebenden Enkels, dessen Hof an der Reichsstraße unweit der Teiche steht. Ohne viel Federlesens wurden sie von zwei seiner Knechte überwältigt und in den Teich geworfen. Mit langen Stangen verwehrten ihnen die beiden das Herauskommen und drückten sie so lange unter Wasser, bis sie gurgelnd in die Tiefe versanken.

Ein andermal mußte ein Bauer einen Franzosen, der viel dienstliches Geld bei sich hatte, mit seinem Wagen auswärts führen. Als sie durch den Rogeiser (Grebernik-)Wald kamen, erwürgte der Wagenlenker seinen verhaßten Fahrgast, nahm die Barschaft zu sich, vergrub den Leichnam gleich an Ort und Stelle und kehrte nach Schleinitz zurück.

Wochau: Ein merkwürdiger, sorgloser Kauz muß jener Franzmann gewesen sein, der in Wochau, von Haus zu Haus stehlend, sein erbeutetes Geld im „Tschako" offen mit sich herumtrug. Doch aus dem Dorfe kam er nicht mehr. An seinen gewaltsamen Tod gemahnt ein Holzkreuz an der Reichsstraße dortselbst.

Rogeis: In der Nähe des Wirtschaftsgebäudes des Rogeishofes sollen drei erschlagene Franzosen begraben sein.

Langental: Als sich die geschlagene „Grande armée" des Winterfeldzuges 1812/13 nach allen Richtungen zerstreute, soll ein Trupp Franzosen — bemitleidenswerte Gestalten — in einer regelrechten Massenabschlachtung im Langentale von Bauern dahingemordet worden sein. Es war dies eine furchtbare Vergeltung der Drangsalierungen der letzten zwei Dezennien.

C. Französische Assentierungen in Steiermark.

Über diese Pressung zum französischen Kriegsdienste sprechen die von mir zu Rate gezogenen Geschichtsquellen mit keiner Silbe. Und dennoch muß es vorgekommen sein, denn die folgenden Fälle können vermöge der vollkommenen Glaubwürdigkeit der Volkesquelle als erwiesen betrachtet werden. 1797 bestätigt Puff wohl die Angst vor Assentierung durch die französische Armee, doch war diese damals in der Stadt Marburg selbst grundlos. Am Lande scheint es nun anders gewesen zu sein. Das Folgende ist — ohne Umwege — in der Familie des Herrn Girstmaier überliefert worden und entstammt dem Gedächtnisse seines Großvaters mütterlicherseits, Herrn Matthias Neubauer, welcher 1864 im Alter von 84 Jahren starb.

Er selbst war Augenzeuge der gesamten Franzoseninvasionen der 1800-Wende und flüchtete gleich vielen anderen wehrhaften Jünglingen, um französischem Kriegsdienste zu entgehen, in die weitentlegensten Dörfer des Poßruckgebirges. Damals war dieses noch weit mehr bewaldet als heutzutage; namentlich wurden damals Heil. Geist, Heil. Kreuz, ja selbst das ferne Kappel als solche Zufluchtsorte aufgesucht. Einige hielten sich dort Jahre hindurch verborgen, kamen nur nachts und wenn es wieder sichere Zeiten gab, ihre Angehörigen besuchen. (Oder klang ihnen vielleicht etwa auch die kaiserliche österreichische Werbetrommel unangenehm in die Ohren?)

Ein beliebter Kniff, der Burschen habhaft zu werden, war, sie beim Kirchgange an Sonn- und Feiertagen abzupassen und ihnen die Hosenknöpfe — damals waren die jetzt vorwiegend auf Obersteier beschränkten Kniehosen mit Hosenklappe auch bei uns noch sehr verbreitet[16] — abzuschneiden. Damit erreichten die Franzosen ihre Absicht: die Burschen mußten mit beiden Händen ihre Beinkleider halten und waren dadurch an einer schnellen Flucht vollkommen gehindert!

Vorzüglich den im französischen Solde stehenden Württembergern wird diese Menschenjagd nachgerühmt, was einigermaßen einleuchtet, da sie zur Ergänzung ihres Mannschaftsmateriales deutschsprechende Rekruten wohl brauchen konnten. So hatte der alte Pauly, ein gebürtiger Krainer, der fast 100jährig starb und einer der letzten Nachtwächter Marburgs war, fast alle Feldzüge der Franzosen mitgemacht. Verewigenswert ist auch das reichbewegte Leben eines Witscheiners, dessen Name schon vergessen ist. Er wurde 1797 in die französische Uniform gepreßt, marschierte mit Bonaparte nach Ägypten, wurde anläßlich der französischen Einmengung in Spaniens innere Verhältnisse von den Spaniern (1808?) gefangen genommen und schmachtete sodann drei Jahre in Finistrell. Aus der Gefangenschaft glücklich entflohen, wandte er sich nach Paris, wo er die Gärtnerei erlernte. Endlich nach dreißig Jahren kehrte er wieder in seine Heimat Witschein (im nordwestlichen Teile der windischen Büheln) zurück. Mittlerweile war er aber bereits für tot erklärt und sein Erbteil unter die Geschwister aufgeteilt worden. Doch fand er eine gute Aufnahme, und es legt ein prachtvoll angelegter Obstgarten noch heute Zeugnis ab von seiner Pariser Gärtnerkunst. Über 100 Jahre alt, beschloß er ungefähr im Jahre 1870 sein abwechslungsreiches Leben.

D. Zurückgebliebene Franzosen.

1801 brach das Emigrantenkorps des Prinzen Condé in die grüne Mark ein, eine bunte Gesellschaft, der Bodensatz des absoluten Regimes, die in Windisch-Feistritz aufgelöst wurde. Und nur Einzelberichten gilt dieser Abschnitt.

[16] Die in Betracht kommenden slowenischen Stämme, Gesničaren und Gorčani, trugan damals auch in ihrer jetzt abgekommenen Tracht Stiefelhosen (berguše), beziehungsweise Lederhosen (hlace) und blaue Strümpfe (Puff, Marburger Taschenbuch, 1853).

Namentlich führt Puff an, daß Oberst Michel de Rogue und Rittmeister Chevalier von Peitl sowie Chevalier Philipp Durosée sich in Marburg niederließen. Letzterer starb, 89 Jahre alt, im Jahre 1843.

Daß aus den französischen Kriegen auch andere wahrhafte Franzosen in Steiermark zurückblieben, ist nicht zu bezweifeln, und vereinzelte mündliche Überlieferungen geben davon noch Kunde.

So war 1810 ein solcher namens Gregore — ich vermute richtiger: Grégoire = Gregor — in Unter-Losnitz (bei Windisch-Feistritz) beim Bauern Petošek als Knecht bedienstet. Er war ein sehr braver, tätiger Mensch. Kamšek weiß sogar noch zu berichten, wie es den guten Gregore anfangs große Schwierigkeiten verursachte, dem Pfarrer begreiflich zu machen, daß er nicht beichten könne, da ihn ja niemand verstünde.

Und ober dem unteren Maria-Raster Wasserfall (Gemeinde Zmollnig), versteckt in weltferner Waldgegend, ließ sich ein französischer Deserteur häuslich nieder. Er erbaute sich am linken Ufer des Lobnitzbaches eine Blockhütte; man benannte sie: franzoska Koča — Franzosenkeusche. Wahrscheinlich fristete er sein Leben als Holzknecht, geradeso wie es der Brauch aller jener Elemente war, die dem österreichischen Kriegsdienste vor- und nachher flohen und in den damaligen Urwäldern des Bacher sicheren Unterschlupf fanden.

Bezugnehmend auf „Einöd bei Kapfenberg“: zwei Franzosen versteckten sich damals beim Abmarsche ihrer Truppen in Einöd und waren dann noch lange Jahre als Schmiede beim Großvater der Frau Marčič tätig.

Übrigens erinnern noch ab und zu Namen an französische Herkunft. Allerdings sind dieselben, mit kaum nennenswerten Ausnahmen, auf Emigrantenfamilien zurückzuführen. Die Abstammung von rückgebliebenen französischen Soldaten der 1800-Wende dürfte nur mehr in wenigen Fällen gesichert nachweisbar sein. Jene, die in der bäuerlichen Bevölkerung Aufnahme fanden, sind jedenfalls auch vollkommen in ihr aufgegangen.

III. Quellen.

Literatur.

(Zur Ergänzung der im Texte angeführten Werke.)

Marburgs und Umgebung Geschichte. Gratz, 1847. Dr. R. G. Puff. 2 Bde.

Die Slovenen. (X. Bd. des Werkes: Die Völker Österreichs.) Wien, 1881. Josef Šumann.

Blätter z. Gesch. u. Heimatskunde der Alpenländer. (Beilage des Grazer Tagblattes.) Jahrg. 1910 und 1911.

Chronik von Maria-Rast. Marburg, 1872. J. C. Hofrichter.

Slomšekove Drobotince. Maria-Rast. 1865 bis 1866. M. Wurzer. Verdolmetscht vom geistl. Rat und Pfarrer in M.-Rast, dem Autor selbst.

Popotnik (slov. Lehrerzeitung). Marburg, ältere Jahrgänge. Verdolmetscht von Lehrer Godec in Lembach.

Sagen aus der grünen Mark. Graz, 1890. H. v. d. Sann.

Der Aufmerksame, Zeitschrift. Jahrgang 1842. Der Weinhändler.

Bistum Lavant, Diözesanbeschreibungen Orožens.

Marburger Taschenhuch I. Jahrg. Dr. R. G. Puff. 1853.
„ II. „ „ 1854.
„ III. „ „ 1859.

Das Bacherngebirge. Klagenfurt, 1893. E. Hiltl.

Urania, Zeitschr. Heft 26: „Die prähistor. Wallburg am Rečnikkogel (Bachern) nächst Marburg in der Sage“. 24. Juni 1911. P. Schlosser.

Volksquellen,

denen ich die Sagen verdanke, ortsweise geordnet.

Im Texte sind die ortsweisen Gruppierungen der geographischen Lage nach, im Süden beginnend, über Nord nach West, daran anschließend die außerhalb meines Studiengebietes liegenden Ortschaften, hier hingegen, der Übersichtlichkeit wegen, alphabetisch geordnet.

Brunndorf. Dissmers Kissling, 74 Jahre alt.

Feistritz. Marčić Franz, 68 Jahre alt; Jurše Josef, vulgo Ozim, 79 Jahre alt.

Frauheim. Gert Johann, 80 Jahre alt; Kamšek, 89 Jahre alt.

Hollern. 1. Eckert Elisabeth, 72 Jahre alt.

Kartschowin. 1. Besitzerin von Haus Nr. 44, 35 Jahre alt.

Kötsch. Wornik Georg, 77 Jahre alt; Sarnitz Johann, 75 Jahre alt; Ein Arbeiter, 40 Jahre alt; 10. Kac Josefine, 29 Jahre alt.

Leitersberg. Girstmaier Franz, 62 Jahre alt.

Lembach. 1. Jauk, ungefähr 45 Jahre alt.

Lobnitz. Robnik Josef, 71 Jahre alt.

Maria Rast. Hw. Wurzer Matthias, 80 Jahre alt.

Neudorf bei Marburg. Alter Werkelmann, 71 Jahre alt.

Pachern. Škrboths Knechte und Sägemeister.

Pickerndorf. Škrketh Aloisia, ungefähr 36 Jahre alt.

Pivola-Reka . Flucher Marie, 64 Jahre alt; Zebe, 54 Jahre alt.

Rogeis. Kreitner, ungefähr 60 Jahre alt.

Rotwein. Graschitz Johann, 70 Jahre alt; Sager Luzie, ungefähr 50 Jahre alt; Baumann, 64 Jahre alt; Škrabl Simon, 67 Jahre alt.

Rosswein. Jelen Michael, 74 Jahre alt; Rečnik Franz, 64 Jahre alt, Irgolitsch Franz, 70 Jahre alt; Ziringer Franz, 68 Jahre alt; Mesiček Anton, ungefähr 35 Jahre alt; Mlaker, ungefähr 43 Jahre alt; Onič, 67 Jahre alt; Nowak, ungefähr 45 Jahre alt; Puckl, ungefähr 60 Jahre alt; Neraths Schwägerin, 78 Jahre alt.

Schleinitz. Komauer, Frau, 61 Jahre alt; Komauer, Sohn, 43 Jahre alt; Pungartnik Johann, 70 Jahre alt.

Wochau. Šurec, ungefähr 82 Jahre alt; Wresner, ungefähr 65 Jahre alt; Schlamberger, 51 Jahre alt.

Zinsath. Spanner (Bahnwächter Nr. 14), ungefähr 55 Jahre alt.

Zmollnig. Hoynigg, 64 Jahre alt; Hleb Lukas, 57 Jahre alt; Glaboker-Bauer, ungefähr 55 Jahre alt.

Das Durchschnittsalter der hier beteiligten Volksquellen beträgt 50 Jahre, 30 derselben zählen 60 und mehr Jahre, stehen an der Schwelle des Greisenalters, mit einem Fuße im Grabe. Im Grabe ..... und ebenso steht's um die Sage!

Nachträge

während des Druckes.

Zu Türkensagen: Als Zufluchtsort während der Türkenzeit wird namentlich die Gemeinde Frauheim (südl. St. Heinrich a. B.) bezeichnet. (F. Karawany, Klagenfurt.)

Zu Franzosenüberlierungen: Nahe des Kirchleins St. Leonhard a. B. (Gemeinde Kötsch) soll ein Kloster gestanden sein, in das sich die Marburger Kapuziner zur Franzosenzeit flüchteten. Die letzten Steine der Klosterruine wurden erst 1911 zu Bauzwecken verwendet. (Ziringer, Roßwein.)

Ein wirkliches Kloster dürfte kaum je hier gewesen sein. Darunter dürfte das auch heute noch stehende, von St. Paulern errichtete Weingarthaus nahe der Kirche zu verstehen sein, das eine bauliche Merkwürdigkeit ist. Im übrigen vgl. Puff, II., Marburger Taschenbuch, und Janisch, Bd. II, die diesbezüglich weitere Vermutungen zulassen.